

MO #21



GAST-KOMMENTAR:
Heinz Fronек über die Praxis,
Kinder abzuschieben

BÉATRICE ACHALEKE
über Rot-Grün in Wien

BLOGGEN IN AFRIKA
Demokratische Offensive

LES SAPEURS
Dandys im Kongo

SCHWARZE PRIESTER UND IHR KIRCHENVOLK





■ **Ja, ich will 4 x jährlich MO lesen.**

- StudentInnen | Selbstkostenabo **8,80 Euro**
- Normalabo **16 Euro**
- Förderabo **60 Euro** (mit dem Förderabo unterstützen Sie Verkaufsschulungen für unsere KolporteurInnen)

Name

Adresse

PLZ | Stadt

E-Mail abo@momagazin.at

Post SOS Mitmensch, Postfach 220, A-1070 Wien



**MO – Im entscheidenden Augenblick
das Richtige tun!
Menschenrechte gehen uns alle an.**



Priester aus Afrika: Ihre Botschaft der Nächstenliebe stößt beim Kirchenvolk nicht immer auf Gegenliebe.
Coverfoto: Karin Wasner

Liebe Leserin Lieber Leser

„Afrika ist Kioskgift.“ So sarkastisch hat sich ein bekannter österreichischer Journalist und Kolumnist einmal redaktionsintern über die Chancen geäußert, LeserInnen mit afrikanischen Themen zu gewinnen. Tatsächlich haben die Medienhäuser des Landes ihren Fokus auf Katastrophe verengt, auch wenn der Kontinent um ein Vielfaches größer und vielfältiger als Europa ist. Wir wollten uns von Self Fulfilling Prophecies nicht lenken lassen und haben ein Dossier zusammengestellt, das sich von Afrika als deterministischer Idee löst und ein paar Schlaglichter auf Afrika wirft. Auch in Österreich, wo etwa schwarze katholische Priester mit ihrem Auftrag der Nächstenliebe auf ein reserviertes Kirchenvolk treffen. Im Interview gibt Béatrice Achaleke, Aktivistin für Schwarze Frauen, preis, wie sie zu den Wien-Wahlen und institutioneller Politik generell steht. Während bei politischen Krisen wie im Iran immer auf zivilgesellschaftliche Kräfte hingewiesen und auf deren Informationskanäle zunehmend zugegriffen wird, scheint das in der westlichen Berichterstattung in Bezug auf Afrika noch gänzlich unüblich. Dabei passiert gerade in diesem Punkt eine ganze Menge. Wir haben Sokari Enkine, eine der frühesten BloggerInnen Afrikas, gebeten, die Blog-Szene des Kontinents zu beleuchten. An dieser Stelle möchte ich mich bei M-Media-Initiator Simon Inou (www.radioafrika.net) für die redaktionelle Zusammenarbeit bedanken.

Spannende Momente wünscht
Gunnar Landsgesell

INHALTSVERZEICHNIS

IMPRESSUM

MO REDAKTION: c/o SOS
Mitmensch, Zollergasse 15, 1070
Wien, T +43 1 524 99 00,
F +43 1 524 99 00 - 9,
redaktion@momagazin.at,
www.momagazin.at

REDAKTION:
Gunnar Landsgesell (Chefredakteur; gun),
Petja Dimitrova (Illustrationen), Philipp Son-
deregger (phs), Karin Wasner (Bilder), Andreas
Görg, Simon Inou.

AUTORINNEN DIESER AUSGABE:
Clara Akinyosoye, Andreas Bachmann, Habi-
boulah Ndongo Bakhomou, Sokari Enkine, Flo-
rian Gossy, Heinz Fronck, Corinna Milborn, Ca-
thren Müller, Bernhard Obojes, Martin Schenk,
Michael Weiß.

PROJEKTLEITUNG: Andreas Görg

COVERBILD: Karin Wasner

LEKTORAT: Thomas Just, Ewald Schreiber

PRODUKTION:

Mitko Javritchev, Andreas Ungerböck,
factory 29 ltd., Mariahilfer Str. 76/3/31, 1070 Wien,
T +43 1 920 20 08-0, mail@faq-magazine.com

GRAFIK: Mitko Javritchev, Monika Nutz

DRUCK: Ferdinand Berger & Söhne GmbH,
Wiener Straße 80, 3580 Horn

ANZEIGEN: Sandra Lakitsch, Sebastian Seidl,
office@sosmitmensch.at, T +43 1 524 99 00 - 16

ABOS: Gerlinde Affenzeller, abo@momagazin.at
T +43 1 524 99 00 - 66

VERTRIEB:

Der Standard,
Straßenkolportage

AUFLAGE: 30.000

HERAUSGEBERIN:

SOS Mitmensch, Postfach 220, 1070 Wien,
T +43 1 524 99 00, F +43 1 524 99 00 - 9,
Mail: office@sosmitmensch.at
Web: www.sosmitmensch.at
ZVR: 22747570

OFFENLEGUNG gem. § 25 MedienG:

Medieninhaber (Verleger) und

Herausgeber: SOS Mitmensch

Sitz: Wien

Geschäftsführung: Philipp Sonderegger,

Gerlinde Affenzeller; Obfrau: Nadja Lorenz

Grundlegende Richtung: gegen Diskriminie-
rung, für Menschenrechte, Demokratie
und Migration.

ZVR: 22747570

SPENDEN: PSK 60000

Kto 91.000.590

Der Nachdruck der Beiträge ist bei Nennung der
Quelle und Übersendung von Beleg-
exemplaren ausdrücklich erwünscht, wenn das
Copyright nicht ausgewiesen ist. Die Rechte der
Fotografien liegen bei den UrheberInnen. Falls
kein/e UrheberIn ausgewiesen ist: SOS Mit-
mensch.



Bild: Karin Wasner

10 WIRTSCHAFT MUSS SICH ERNEUERN

Die Aktivistin Béatrice Achaleke glaubt, dass
Betriebe ein Spiegelbild der Gesellschaft werden
müssen, um überlebensfähig zu sein.

Einstieg

3 EDITORIAL

4 INHALTSVERZEICHNIS

6 REAKTIONEN

8 HANDLUNGSBEDARF

Ist der Landesverfassungsschutz von den
Burschenschaften unterwandert?



Bild: Karin Wasner

18 DIE MISSIONARE

Ihr Auftrag ist es, die Nächstenliebe in Österreich
zu verbreiten. Doch das Christentum in Österreich
scheint auf einem Ohr taub.

Dossier

10 ICH MÖCHTE VIELFALT SEHEN

Béatrice Achaleke im Gespräch mit
Clara Akinyosoye

14 DIE DANDYS VON BRAZZAVILLE

Die Sapeurs haben zwei Kulturen zu einer
Mode fusioniert und sich daraus selbst
erschaffen.

Text: Gunnar Landsgesell

22 BLOGGEN IN AFRIKA

In vielen Ländern des Kontinents ist eine
lebendige Blog-Szene als demokratische
Hoffnung entstanden.

Text: Sokari Enkine

26 POSTER

Willenskundgebung: Machen wir uns stark!



Bild: Daniele Tamagni

14 LEBEN FÜR DIE MODE

1.000-Dollar-Anzüge und ein Leben in Armenhütten. Die Sapeurs aus Kongo-Brazzaville bilden eine der spektakulärsten Subkulturen Afrikas.



Bild: Privat

22 DEMOKRATISCHE OFFENSIVE

Bei der Krise im Iran griffen westliche Medien gerne auf die Blogs der oppositionellen Kräfte zurück. Blogs aus Afrika dürften aber noch nicht entdeckt worden sein.

26 KREDITE FÜR DIE MITTELLOSEN

Mikrokredite wirken als kleine Revolution im Stillen. Millionen Menschen machen sich ökonomisch selbständig.

Reportage: Bernhard Obojes

33 WIRTSCHAFTSAKTOR MIGRATION

Zwischen Afrika und Europa hat sich eine wirtschaftspolitisch ambivalente Dynamik entwickelt.

Kommentar: Habiboula Ndongo Bakhom

34 EIN KONTINENT IM AUSVERKAUF

Landgrabbing wird zum Problem: Ausländische Investoren leasen riesige Landwirtschaftsflächen in Afrika.

Reportage: Corinna Milborn

Rubriken

37 WELT NEWS

Auch Konservative sprechen sich fürs humanitäre Bleiberecht aus.

38 NEUES VON DER BOCK

Frau Bock über reine Schikane auf den Ämtern.

Korrespondenz: Andreas Bachmann

39 POPULÄRKULTUR

Buch, Film, Internet.

2 x 5 Dinge von Gerlinde Affenzeller

41 POPULÄR GESEHEN

Über die Mittelschichtslüge.

Kolumne von Martin Schenk

43 SPOTLIGHT

Die Rechtsberaterin Karin Klaric und „Purple Sheep“.

Text: Florian Gossy

45 SOS MITMENSCH

Personalrochaden im Verein.

46 ANDERE ÜBER ...

Heinz Fronek (asyl koordination) über ein Land, das Kinder abschiebt.



Wo wurde diese Ausgabe von MO gesehen?

Schreiben Sie an redaktion@momagazin.at. Zu gewinnen gibt's ein Gratisabo vom mo, Magazin für Menschenrechte.

Bild: Karina Wagner

**Interview Feichtlbauer
ÖVP liegt falsch**

Sehr geehrte Redaktion, Hubert Feichtlbauer ist nun auch nach den Wiener Wahlen zu hundert Prozent Recht zu geben, wenn er im Interview meint, dass die ÖVP einen Kurs fährt (rechts neben uns nichts) wie die CSU in Bayern, nur, dass sie das in den 70ern unter Strauß gemacht hat. Die Quitung für diese unwürdige, hohle und völlig berechnende Strategie haben sie und Marek bei den Wahlen bekommen. Wer wählt schon den listigen Fuchs statt den grimmigen Wolf, wenn es drum geht, endlich Rache an den beneideten Schafen zu nehmen?

Helena Hartmann, Wien

**Interview Feichtlbauer II
Unpolitische Jugend**

Guten Tag!
In Ihrem Interview mit Herrn Feichtlbauer ist von der unpolitischen Jugend die Rede. Das klingt für mich wie einer dieser medial konstruierten Trends. Wenn schon eine vermutete Entwicklung ansprechen, warum dann einen völlig willkürlichen Gesellschaftsteil herausnehmen, der sich quer durch alle sozialen Schichten zieht und sich so – über das Alter – sicherlich nicht erfassen lässt? Konsequenter wäre es überhaupt, das in einen Zusammenhang mit der gesamten Bevölkerung und dem Politikverständnis, auf das sie anspricht, zu stellen. Wer wird von Parteien aufgestellt? Solche, die halbwegs attraktiv aussehen und – ob intelligent oder nicht – die politische Rhe-

torik der Partei einer eigenen Meinung und freier Wortwahl vorzuziehen bereit sind. Und wen wählen die Bürger? Natürlich immer noch die Großparteien, weil sie am besten Sicherheit vermitteln. Aber der Anteil jener, die von Politik angeblich die Schnauze voll haben und die Abrechnerpartei wählen, nimmt zu. Insofern: kein Merkmal der Jugend, sondern ein System aus Geben und Nehmen.

Klaus Stalzer, Wien

**Frau Bock
Nobelpreis!**

Ganz im Ernst: Ich schlage Frau Bock für den Nobelpreis vor. Wer in diesem Land vertritt Humanismus so glasklar und so konsequent wie sie? Sie hat den Begriff „Hilfe“ neu definiert, ohne religiöse oder ideologische Fundierung die ureigenste Auf-

gabe eines christlichen und solidarischen Gedankens weitergeführt. Die Katholische Kirche müsste sie heilig sprechen oder einfach zur Bischöfin ernennen, anstatt seit 2000 Jahren die Liturgie zu lesen. Hallo, das Leben findet da draußen statt! Grenzenlose Hilfe und völlige Zurückstellung der eigenen Person heißen, einer Idee verpflichtet zu sein, die nicht nur nobel, sondern auch preiswürdig ist.

Gernot Schaffrik, Wien

**Kommentar Fleischhacker
Zivilgesellschaft**

Werte Redaktion, mit Erstaunen habe ich den Kommentar der Anderen von Herrn Fleischhacker gelesen. Erstaunt insofern, als sich seine Begriffsdefinition von Zivilgesellschaft ausgesprochen eng darstellt: als Widerstand gegen die kommunistischen Regime Osteuropas. Nun wundert mich das allein schon deshalb, weil die ÖVP immer wieder sehr stark mit diesem Begriff politisch argumentiert. Die Zivilgesellschaft – oder auch weiter gefasst die civil society – ist vitaler Ausdruck einer partizipierenden und kritischen Gesellschaft. Schön, dass sie punktuell auch im Ostblock möglich war. Fleischhackers eigenwillige definitorische Reduktion lässt aber immerhin seine Empörung logisch erscheinen, dass Proteste hierzulande die einstigen Helden jenseits des Eisernen Vorhangs diskreditieren würden.

Fritz Wörndl, Wien

**Glanz und Elend der Know
Nothing Gesellschaft.
Gesammelt im leistbaren
Prachtband.**



**Illbilly the K.I.T.T.
Jetzt unter dem Ladentisch und
im gut sortierten Buchhandel.**

»Wer ist dieser Perversling?«
(Posting auf thegap.at)

**»Eines der begnadetsten
Schandmäuler überhaupt.«**
(Martin G. Wanko)

**»Ich möchte kein Teil der
>Know Nothing Gesellschaft< sein.«**
(Susi Ondrušová, FM4)

»Was denkt sich der Junge bloß dabei?«
(Mama)

»Ein bissl ein Saubartl.«
(Thomas Maurer)

Edition **MONODOL / Luftschacht**

www.facebook.com/illbilly
www.thegap.at
Mit Bildern von Jakob Kirchmayr

MehrWÜRDE

Das MehrWERT Sponsoringprogramm der Erste Bank

Mehr**HILFE** Mehr**FASHION** Mehr**KONTAKT** Mehr**ZEIT**
Mehr**FILM** Mehr**KUNST** Mehr**MUSIK** Mehr**BILDUNG**
Mehr**WÜRDE** Mehr**LITERATUR** Mehr**ARCHITEKTUR**
Mehr**TANZ** Mehr**DESIGN** Mehr**WISSEN** Mehr**HILFE**
Mehr**WEITBLICK** Mehr**MUSIK** Mehr**ZEIT** Mehr**FILM**
Mehr**KUNST** Mehr**FILM** Mehr**MUSIK** Mehr**BILDUNG**
Mehr**ARCHITEKTUR** Mehr**WEITBLICK** Mehr**DESIGN**
Mehr**WISSEN** Mehr**HILFE** Mehr**MUSIK** Mehr**ZEIT**
Mehr**MUSIK** Mehr**BILDUNG** Mehr**FILM** Mehr**KUNST**
Mehr**ARCHITEKTUR** Mehr**WÜRDE** Mehr**LITERATUR**
Mehr**DESIGN** Mehr**WISSEN** Mehr**TANZ** Mehr**HILFE**
Mehr**MUSIK** Mehr**WEITBLICK** Mehr**ZEIT** Mehr**FILM**
Mehr**KUNST** Mehr**FILM** Mehr**MUSIK** Mehr**WISSEN**
Mehr**ZEIT** Mehr**TANZ** Mehr**WÜRDE** Mehr**LITERATUR**
Mehr**WEITBLICK** Mehr**ARCHITEKTUR** Mehr**KONTAKT**
Mehr**BILDUNG** Mehr**MUSIK** Mehr**ZEIT** Mehr**DESIGN**
Mehr**HILFE** Mehr**FASHION** Mehr**KONTAKT** Mehr**ZEIT**
Mehr**FILM** Mehr**KUNST** Mehr**MUSIK** Mehr**BILDUNG**
Mehr**WÜRDE** Mehr**LITERATUR** Mehr**ARCHITEKTUR**
Mehr**TANZ** Mehr**DESIGN** Mehr**WISSEN** Mehr**HILFE**
Mehr**KUNST** Mehr**FILM** Mehr**MUSIK** Mehr**BILDUNG**
Mehr**TANZ** Mehr**WÜRDE** Mehr**LITERATUR** Mehr**ZEIT**
Mehr**ARCHITEKTUR** Mehr**WEITBLICK** Mehr**DESIGN**
Mehr**WISSEN** Mehr**HILFE** Mehr**MUSIK** Mehr**ZEIT**
Mehr**MUSIK** Mehr**BILDUNG** Mehr**FILM** Mehr**KUNST**
Mehr**ARCHITEKTUR** Mehr**KONTAKT** Mehr**LITERATUR**
Mehr**DESIGN** Mehr**WISSEN** Mehr**TANZ** Mehr**HILFE**
Mehr**WEITBLICK** Mehr**MUSIK** Mehr**ZEIT** Mehr**FILM**
Mehr**KUNST** Mehr**FILM** Mehr**DESIGN** Mehr**WISSEN**
Mehr**ZEIT** Mehr**TANZ** Mehr**WÜRDE** Mehr**LITERATUR**
Mehr**WEITBLICK** Mehr**ARCHITEKTUR** Mehr**DESIGN**
Mehr**MUSIK** Mehr**BILDUNG** Mehr**FILM** Mehr**KUNST**
Mehr**TANZ** Mehr**WÜRDE** Mehr**LITERATUR** Mehr**ZEIT**
Mehr**ZEIT** Mehr**TANZ** Mehr**WÜRDE** Mehr**LITERATUR**
Mehr**BILDUNG** Mehr**MUSIK** Mehr**ZEIT** Mehr**HILFE**
Mehr**FILM** Mehr**KUNST** Mehr**FILM** Mehr**BILDUNG**
Mehr**WISSEN** Mehr**LITERATUR** Mehr**ARCHITEKTUR**
Mehr**TANZ** Mehr**DESIGN** Mehr**ZEIT** Mehr**WÜRDE**

www.sponsoring.erstebank.at

ERSTE  **BANK**

BURSCHENSCHAFTEN

Ist der Verfassungsschutz unterwandert?

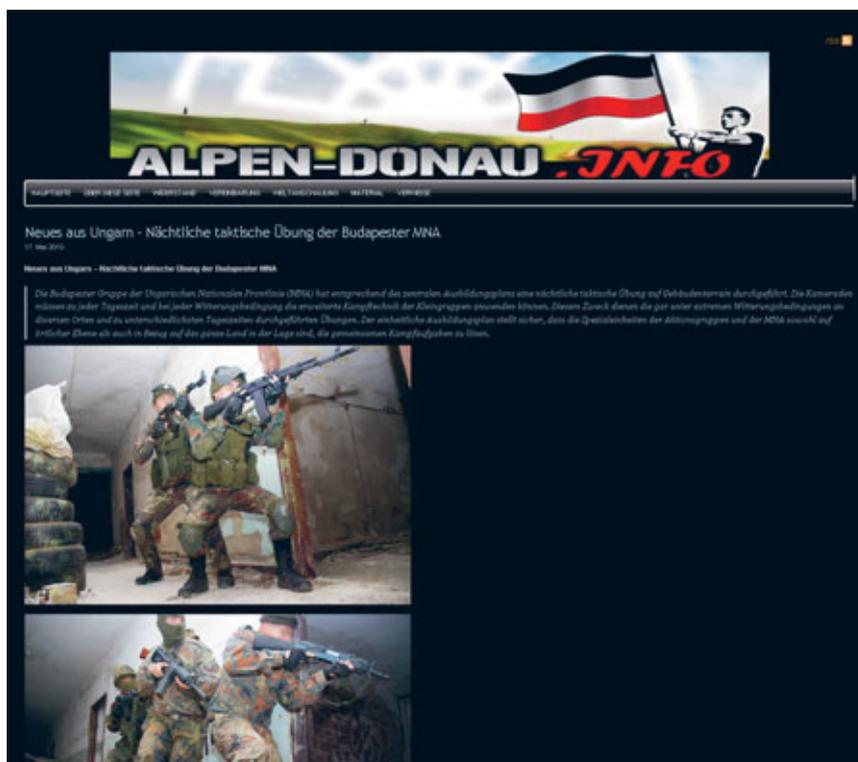
Geht das Wiener Landesamt für Verfassungsschutz (LVT) so zögerlich gegen Rechts-extreme vor, weil dort die Partei der Burschenschaften die Mehrheit stellt?

2007, als AktivistInnen die Aktion „Rassismus streichen“ starteten, konnten sie kaum die Veröffentlichung des Verfassungsschutzberichts erwarten. 500 verhetzende Parolen an Wiens Hauswänden hatten sie beim Innenministerium zur Anzeige gebracht. Zu ihrer Überraschung fanden sich dann ganze 37 „Schmier- und Klebeaktionen“ im Kapitel über Straftaten mit rechtsextremem Hintergrund. Ein anderer Teil des Verfassungsschutzberichts, jener über die Burschenschaften, war schon im Jahr zuvor auf mysteriöse Weise verschwunden. Der damalige Innenminister Ernst Strasser hatte es bereits 2002 dem Koalitionsfrieden mit den Freiheitlichen geopfert. Burschenschaften gelten als Schnittstelle zwischen rechtsextremen Gruppen und der FPÖ.

Nun ist das LVT erneut unter schweren Beschuss geraten, weil der Eindruck entstand, die StaatsschützerInnen wären auf einem Auge blind. Allzu zögerlich ging die Behörde gegen die Nazi-Website Alpen-Donau.info vor, die der Justiz und Polizei seit Monaten auf der Nase herumtanzt. Nachdem die BetreiberInnen auf der Site immer wieder mit ihren guten Beziehungen ins Innenministerium prahlten, musste der oberste Verfassungsschützer Peter Gridling kürzlich einräumen, dass der Sohn eines mittlerweile versetzten LVT-Mitarbeiters zum Umfeld von Alpen-Donau.info gezählt wird.

Militante Rechtsextreme spielen Katz- und Maus mit den Verfassungsschützern.

Selbstverständlich kann man nicht automatisch vom ideologischen Gleichklang von Vater und Sohn (er war Mitglied der Burschenschaft Silesia) ausgehen. Über den weltanschaulichen Zustand der Behörde gibt aber ein anderes Faktum, das in der Öffentlichkeit bislang kaum beachtet wurde, Aufschluss: Bei der letzten Personalvertretungswahl im Wiener Landesamt wurde die freiheitliche AUF mit 40 Prozent stimmenstärkste Fraktion. Das sind annähernd doppelt so viele Stimmen, wie die Wiener Freiheitlichen in den Gemeinderatswahlen erreicht haben. Jeder zweite Freiheitliche Landtagsmandatar ist übrigens Burschenschafter. *phs*



AM LIEBSTEN

ORF

MORGENS GEHÖRT
MITTAGS GEKLIKT
ABENDS
GESEHEN

RADIO, TELETEXT, INTERNET, TV: Rund um die Uhr für Sie da.

ORF 1 2                TVTHEK ORF.at

„WOLLEN BEAMTE MIT TURBAN SEHEN“

Béatrice Achaleke, schwarze Frauenrechtsaktivistin, hält Diversität in Österreich für ausbaufähig und fürchtet, dass es den Grünen so ergehen könnte wie US-Präsident Obama nach zwei Jahren.

*Interview: Clara Akinyosoye
Fotos: Karin Wasner*

Kürzlich wurde eine Familie mit autistischem Sohn aus einer Gemeindewohnung delogiert. Der Junge war zu laut. Kann man in Wien mit Diversität nur umgehen, wenn sie Gewinnmaximierung verspricht?

Kinder werden auch in Schubhaft gesteckt und abgeschoben. Wenn eine Familie mit einem Kind, das eine Behinderung hat, delogiert wird, dann zeigt uns das, wie kalt Wien geworden ist. Dass die Familie für das Kind da sein möchte und es nicht in ein Heim abschiebt, spricht doch von einer Menschlichkeit und Menschenwürde, die von der Stadt eigentlich zu unterstützen wäre. In Wien gibt es zweifelsohne Diversität, aber den richtigen Umgang damit müsste Wien noch lernen.

Diversität ist auch in Österreich zu einem politischen Schlagwort geworden. Wie beurteilen Sie die Umsetzung?

Österreich steckt bei der Umsetzung von Diversität noch in den Kinderschuhen. Es geht ja nicht darum, Menschen einen Gefallen zu tun, sondern es liegt im Interesse aller, die Talente jener Gruppen, die bis jetzt vor allem als Minderheiten angesehen



ZUR PERSON

Béatrice Achaleke

Béatrice Achaleke ist Obfrau von AFRA, International Center for Black Women's Perspectives, Vorsitzende des schwarzen europäischen Frauenrats und Organisatorin des World Diversity Leadership Summit Europe. 2009 erhielt sie den „Global Diversity Innovation Award“ in Washington, DC. verliehen.



„Hand aufs Herz, wer tut schon etwas, ohne einen Nutzen zu erwarten?“



worden sind, wahrzunehmen: Menschen mit anderer ethnischer Zugehörigkeit, mit Behinderungen, oder besser, mit anderen Fähigkeiten, Menschen, die eine andere sexuelle Orientierung haben oder einer anderen Religion zugehören. Vielfalt gibt es also, der Umgang damit will aber noch erlernt werden.

Sie haben mit dem World Diversity Leadership Summit einen Kongress, der sechs Jahre lang in den USA abgehalten wurde, nach Wien geholt. Wie das?

Ich hatte den Eindruck, dass viele Menschen von Themen wie Gleichstellung, Chancengleichheit, Empowerment und Menschen-

rechten meinten, das ginge sie nichts an. Dann ist es Zeit, umzudenken und neue Konzepte zu finden. Für die Themen schwarzer Frauen hat sich ja niemand zuständig gefühlt. Ich habe also nach einem Gesamtkonzept gesucht, das Chancengleichheit für alle aus diversen Perspektiven wieder in den Mittelpunkt rückt. Dabei war mir wichtig, neue Verbündete zu finden, etwa in der Privatwirtschaft. Betriebe müssen ein Spiegelbild der Gesellschaft werden, wenn sie wettbewerbsfähig bleiben wollen. An diesem Konzept führt kein Weg vorbei. Aber nicht als Modeerscheinung. Man sollte sich ernsthaft damit auseinandersetzen.

In der Integrationsdebatte gibt die Wirtschaft den Ton an. Ist die Frage des Nutzens der richtige Ansatz?

Hand aufs Herz, wer tut etwas, ohne davon einen Nutzen zu erwarten? Manche fürs Image, für Renditen, Macht, Selbstgefälligkeit oder für das Ego. All das ist für mich akzeptabel, solange ethische Grenzen nicht überschritten werden. Menschen sollten dabei immer im Vordergrund stehen. In der Debatte um Schlüsselkräfte und die Rot-Weiß-Rot-Card fehlt mir aber der menschliche Zugang. Da habe ich den Eindruck, wir reden hier von einem Obststand, zu dem man hinget und einmal schaut, welche Äpfel reif und welche knackig genug sind. Die nehme ich mir und die anderen lasse ich liegen. Man vergisst, dass es um Menschen geht.

Wien hat eine neue Stadtregierung. Erwarten Sie von Rot-Grün mehr Impulse für eine Diversitätspolitik?

Ich erwarte von der Regierung und von der Politik schon gar nichts mehr. Die Politiker denken im Vierjahres-Rhythmus. Was Rot-Grün angeht, sehe ich das als eine schöne Möglichkeit, dass die SPÖ-Alleinregierung endet. Aber die Grünen haben als kleine Partei nicht die Entscheidungsbefugnis der SPÖ. Wenn sie in die Regierung kommen, haben alle hohe Erwartungen. So wie an Obama. Jetzt schießen ihn alle ab, vor zwei Jahren haben sie ihn hochgejubelt. Ich fürchte, dass die Entscheidung mitzuregieren für sie zum Verhängnis wird.



Initiatorin Béatrice Achaleke, flankiert von Wirtschaftsminister Reinhold Mitterlehner und Sozialminister Rudolf Hundstorfer.

Sie selbst haben 2008 für die Grünen kandidiert. Es hat nicht geklappt. Ist ein politisches Comeback dennoch möglich?

Nein, ich mache Gesellschaftspolitik. Es war eine wunderschöne Erfahrung, die mir deutlich gezeigt hat, wo ich nicht sein möchte. Es wäre zu schade um meine Kreativität, meine Freiheit und die Möglichkeit, meine Themen selbst auszusuchen und umzusetzen, ohne dass sie mir jemand genehmigen muss oder sich ein Parteivorsitzender damit schmückt. Ich kann und will parteiübergreifend arbeiten, das ist mir ganz wichtig. In Österreich denkt man in Farben. Rot, Schwarz, Grün, oder Blau. Aber ich will – bis auf ein paar Ausnahmen – alle Farben haben.

Sie haben vor einigen Jahren Schulungen für die Polizei abgehalten. Heuer haben wir zehn Jahre „Fair und Sensibel“, ein Verein, der Afrikaner und Polizisten näher zusammenbringen soll.

Ich habe dieses Projekt von Anfang an nicht gutgeheißen. Es ist eine Struktur, die man geschaffen hat, um uns das Gefühl zu geben, man nehme unsere Bedürfnisse ernst. Doch im Grund passiert nichts. Nach wie vor werden schwarze Menschen auf offener Straße niedergeschlagen, von der Polizei mit Gewalt behandelt. In den zehn Jahren gab es Tote in Polizeigewahrsam. Die Polizisten wurden nicht verurteilt. Ich frage mich ernsthaft nach dem Sinn dieser Einrichtung.

Welche Maßnahmen erwarten Sie da vom Innenministerium?

Innenpolitik und keine Desintegrationspolitik. Dass Integration nicht mit Sicherheit und Kriminalität gleichgesetzt wird. Dass das Innenministerium in die verschiedensten Communities hineinhört und die Menschen, um die es geht, auch in diese Arbeit mit eingebunden werden. Wir wollen Beamte, die aussehen wie wir. Wir wollen Beamte

„DIE AFRICAN COMMUNITY IST NICHT ZERSPLITTERT. DAS SIND MENSCHEN AUS UNTERSCHIEDLICHSTEN LÄNDERN UND KULTUREN.“

mit Kopftuch sehen, wir wollen Beamte mit Turban sehen, wir wollen Beamte im Rollstuhl sehen. Sie bringen eine andere Dynamik mit.

Zum Thema Vielfalt: Nimmt man in Österreich eigentlich die Verschiedenheit von Menschen afrikanischer Herkunft wahr?

Kürzlich sagte mir jemand, dass die African Community sehr zersplittert ist. Zersplittert sind wir nicht, wir sind vielfältig. Wir sind nicht unter ein Dach zu bringen. Wir reden von Menschen, die aus unterschiedlichsten Ländern kommen. Die nicht nur keine gemeinsame Sprache haben, sondern auch unterschiedliche Kulturen, Vorstellungen und Erwartungen. Das sollte auch respektiert werden. Zu glauben dass wir alle zusammen sein müssen, einfach nur weil wir schwarz sind, ist nicht nur unrealistisch und naiv, sondern zeigt auch, dass die Gesellschaft nicht bereit ist, sich mit Vielfalt auseinanderzusetzen.

Sie selbst definieren sich als schwarze Österreicherin aus Kamerun. Werden Sie denn auch als solche wahrgenommen?

Wichtig ist, wie ich mich selbst wahrnehme und definiere. Dazu brauche ich keine Erlaubnis. Auch wenn manche darüber ihre Köpfe schütteln, fühle ich mich dabei verdammt gut. Ich weiß, wer ich bin, nämlich eine schwarze Österreicherin aus Kamerun. Und wer mit mir zu tun hat, hat das so zu akzeptieren oder mich zu meiden.



DIE DANDYS VON BRAZZAVILLE

Die Sapeurs in Kongo-Brazzaville verzichten lieber auf ein paar Mahlzeiten als auf den Gucci-Anzug. Sie haben die Mode zur Religion und sich selbst zur Botschaft erhoben.

Text: Gunnar Landsgesell

Die Bewegungen wirken durchaus ulkig. Die eigene Selbstdarstellung bis ins Grotteske zu übertreiben, scheint für die Sapeurs von Brazzaville kein Hindernis, solange das Ergebnis möglichst individuell ausfällt. Bei allen beliebt ist es, das Sakko mehrmals flatternd zu lüften, sodass die Markenetiketten von Versace, Gucci oder John Preston sichtbar werden. Auch Krawattenknöpfe, beispielsweise von Armani, werden immer wieder entschieden zurechtgerückt, die Hose beiläufig angehoben. Das könnte zum Schutz vor dem Straßenschlamm passieren. Ein Nebeneffekt ist, dass dabei penibel polierte Herrenschuhe und Socken in der Farbe des Hemdes zum Vorschein kommen. Ein Sapeur trägt beide in Grasgrün, dazu ein rosa Sakko und eine violette Krawatte. Mehr als drei Farben, das schreibt die hohe Schule der Sape vor, sollten nie kombiniert werden. Als Accessoires gehen eine Pfeife, runde Sonnenbrillen, auch ein Gehstock. So schlendern die Sapeurs am Wochenende durch die Straßen der kongolesischen Hauptstadt. Anderer Blicke sind sie sich sicher. Ein forscher Schritt, eine impulsive Geste, eine fast rabiate

Selbstdarstellung sollen zeigen: Das hier, die „Sapologie“, ist kein Spaß, sondern das Leben schlechthin.

Narzissmus als einziger „-ismus“

Die Sapeurs von Brazzaville stellen wohl eine der eigenwilligsten Subkulturen Afrikas dar. Eine Bewegung, die die Mode zur Religion erhoben hat. Für einen 1.000-Dollar-Anzug darf auch gehungert werden, so beschreibt der Sapeur Michel aus Süd-Brazzaville das Sape-Credo: „Ein kongolesischer Sapeur ist glücklich, selbst wenn er nichts zu essen hat. Solange er die passende Kleidung trägt, nährt das die Seele und bereitet dem Körper Lust.“ In einem Land, in dem Stundenlöhne wenige Cent bringen und regelte Arbeit vielfach fehlt, ist das kein unwahrscheinliches Szenario. Der provokante Gegensatz zwischen staubigen Straßen und Haute Couture zieht immer wieder auch die Aufmerksamkeit ausländischer Reporter an. Auch wenn vielfach betont wird, dass die Sapeurs bei den Einwohnern Brazzavilles sehr respektiert würden, klingen auch die Beobachtungen eines Journalisten Ende

der 1980er Jahre sehr glaubhaft. Er schrieb, dass speziell die ältere Bevölkerung die Sapeurs als Affront ansehe. Während sie selbst (Mobutus) Authenticité, Anti-Kolonialismus und Marxismus als Werte hochhielten, wäre der einzige „-ismus“ der Sapeurs jener des Narzissmus. Und anstatt von kritischem Bewusstsein wäre deren Manifest einzig in den Society-Glossen französischsprachiger Zeitschriften wie „Africa Elite“ und „Jeune Afrique“ zu finden. Ähnlich beurteilt das Wilfried N’Sondé, der in Brazzaville geboren wurde und nach einer Station in Paris seit einigen Jahren in Berlin als Sozialarbeiter und Autor lebt. N’Sondé hält die Sapeurs schlicht für eine Party-Bewegung von Männern mit sehr konservativer Ausrichtung. „Ich glaube nicht einmal, dass sie sich gegen Traditionen stellen, sie sind von ihren Werten her sogar sehr konservativ. Sie führen eine Tradition der geschmackvollen Mode weiter, die schon christliche Missionare im 16. Jahrhundert über kongolesische Könige aufzeichneten.“ N’Sondé, der mit dem Buch „Das Herz der Leopardenkinder“ bekannt wurde, reiste zuletzt vor zwei Jahren

Foto: Michele Borzoni, Italy, Terra Project/ Francesco Giusti/World Press Photo

STUDIO RICHARD PHOTO

Tel: 665-71-99 / 587-85-85 / 431-39-78





Durchgeknallte Styles und konservative Haltung: Die Sapeurs sind eine der spektakulärsten Subkulturen Afrikas.

nach Brazzaville. Da sorgten vor allem seine kaputten Jeans für Aufregung. N'Sondé: „Die fanden das sehr unkonventionell. Die Leute meinten: Du bist doch Schriftsteller, wie kannst du mit löchrigen Hosen herumlaufen? Sie glaubten, ich müsse Sapeur sein, denn das sei die Realität, die man anstrebe. Aus ihrer Sicht waren die größten Sapeurs wohl der französische und der kongolesische Präsident.“ Für die Jeans fand sich schließlich aber doch eine Erklärung. Man habe es hier wohl mit einem Vengeur zu tun, einer etwas weniger gestylten Spielart der Sapeurs. N'Sondé selbst steht den Dandys aus dem Kongo durchaus ablehnend gegenüber: „Die Sapeurs sind Leute, die alles vernachlässigen, nur um gut auszusehen. Es wäre aber wichtig, das Land gut aussehen zu lassen und nicht nur sich persönlich. Man könnte auch die Politik gut aussehen lassen. Ich hoffe, das wird sich einmal auf andere Bereiche des Lebens ausdehnen.“ Dennoch gesteht der Autor den Dandys eine – wenn auch oberflächliche – Strategie zu: der, der Armut zu trotzen. Eine sozialkritische Bewegung würde daraus aber nicht mehr. Auch wenn N'Sondé es geschafft hat, nach Frankreich zu gehen, scheint sein Fokus für

die Sapeurs unverständlich. Der Autor hat kürzlich seinen neuesten Roman präsentiert. In „Le silence des esprits“ trifft ein illegaler Einwanderer auf eine ältere, einsame Französin. Das Buch wartet noch auf eine deutsche Übersetzung.

ES WÄRE WICHTIG, AUCH DAS LAND GUT AUSSEHEN ZU LASSEN, NICHT NUR SICH SELBST.

Häretiker und die „Neue Sape“

Losgetreten wurde die Bewegung im Wesentlichen von Papa Wemba, einem der bekanntesten Musiker der Demokratischen Republik Kongo, deren 9-Millionen-Hauptstadt Kinshasa dem bescheidenen Brazzaville auf dem gegenüberliegenden Ufer des Kongo mächtig Konkurrenz macht. Wemba gab Ende der 1970er Jahre die Parole aus, Kleidung sei die neue Religion. Er dockte damit an jene Exil-Kongoleesen an, die aus Frankreich einen kunstvoll angefertigten Lebensstil nach Hause brachten. Dass hier die Styles einer ehemaligen Kolonialmacht gegen die anti-westlichen Kleidervorschrif-

ten des kongolesischen Diktators Sese Seko Mobuto trafen, sorgte für besondere Ambivalenzen. Wilfried N'Sondé glaubt, dass diese Erfahrungen mittlerweile keine Rolle mehr spielten. Die Sapeurs seien zumeist junge Burschen, die in ihren ganz eigenen sozialen Systemen agieren und sich aus den Kulturen unbelastet nehmen, was ihnen zusagt. Neue Fronten haben sich mittlerweile aufgetan. Gang-Rivalitäten wie im US-amerikanischen Hip-Hop wie etwa zwischen den Anhängern der in den 1990ern ermordeten Rapper Notorious B.I.G. und Tupac Shakur seien in Mode. Nur, dass im Kongo kein Blut fließt. Gewalt, heißt es, sei nicht elegant. Papa Wemba, der sich „Pape de la sape“, also „Papst der Sapeurs“, hat sich mittlerweile aber von der Sape abgewandt. Als der zentralafrikanische Superstar vor einigen Jahren inhaftiert wurde, weil er gegen Bezahlung zahlreiche Menschen als vorgebliche Mitglieder seiner Band nach Frankreich brachte, distanzierte er sich von der Bewegung. Hatte er die „SAPE“ – die Société des Ambianceurs et Persons Élégants – als neue Religion populär gemacht, so predigt er seither das Christentum. Mittlerweile wird auch von anderen Häretikern

berichtet. Ein Mann namens King Kester Emeneya verglich die hohe Schule der Sape mit einer Droge und bereute, für das Geld nicht mehrere Häuser statt der Anzüge gekauft zu haben. Längst hat die Bewegung aber von Kongo-Brazzaville auch in andere Staaten ausgestrahlt. Neben Kinshasa werden Sapeurs auch im südafrikanischen Durban gesichtet. Eine der Gruppen soll gerne die kongolesische grün-gelb-rote Fahne mit sich führen. In Paris hat im März dieses Jahres der findige Händler Jocelyn Armel einen Designershop für Sapeurs eröffnet. Das afrikanische Dandytum erobert damit Frankreichs Hauptstadt zurück, wo es seinen allerersten Ausgang genommen haben soll. Denn als erster Sapeur überhaupt gilt Grenard Andre Matsoua, ein kongolesischer Politiker, der 1922 von Paris nach Brazzaville heimkehrte, gewandet in eine eigene Kreation aus afrikanischer und westlicher Mode. Matsoua stritt noch für Menschenrechte und gegen die französischen Kolonialherren. Auch der Unternehmer Armel will nach Brazzaville zurückkehren, um dort mit einem Shop zu expandieren. Das sei aber schwer, sagt er, weil afrikanische Fabrikate, wie er sie statt der europäischen führe, dort nicht akzeptiert würden. Es wäre Zeit, sagt Armel, dass die AfrikanerInnen wieder stolz auf ihren Kontinent sind. Möglich, dass die Sapeurs von heute das ja sind. Auch wenn sie markentechnisch ganz woanders angelangt sind. Verweigert werden Fabrikate aus China, Japan ist hingegen top angeschrieben. Etwa „Commes des Garçons“, berühmt geworden durch die ersten Kollektionen, die als „postatomarer Fetzenlook“ verunglimpft wurden: Kleidung mit Löchern, Kordeln statt Gürtel, ein Look der Armen. Oder auch: Issey Miyake, der insbesondere mit farbenfrohen, leichten Stoffen arbeitet, die individuell getragen und drapiert werden können. Miyake fällt besonders durch seine Damenkollektionen auf. Von weiblichen Sapeurs ist allerdings kaum etwas bekannt.

New African Culture

In Afrika ein Superstar, in Europa völlig unbekannt (und oft vice versa). Seit einigen Jahren dringen aus afrikanischen Ländern verstärkt musikalische Einflüsse und Acts in die globale Clubkultur und Hip-Hop-Szene.



Buraka Som Sistema gehören zu den neuen Stars des Kuduro-Clubsound. Sie sind eine 2006 gegründete angolanisch-portugiesische Band, die mit harten Beats, schroffen Keyboard-einsätzen und schnellen (auch sozialkritischen) Raps die Clubs dieser Welt erobert haben. Der Begriff Kuduro bedeutet „harter Arsch“ und bezieht sich auf den roboterartigen Tanzstil der Frühphase. Aktuelles Album: Black Diamond. Watch Youtube: „Sound of Kuduro“, produziert von BSS gemeinsam mit M.I.A.

Bongo Maffin sind eine der bekanntesten Kwaito-Bands aus Südafrika: Eine Mischung aus Jungle, Hip Hop und House, die von Dub bis schnelleren Break Beats viel erlaubt. Auch die Lyrics sind weit gefasst, von West-Coast-G-Rap bis kritischen Kommentaren zur Lage in Südafrika ist alles erlaubt. Schwarze haben den Sound erfunden, Weiße tanzen dazu.



Staff Benda Bilili sind aus einem Projekt Polio-Erkrankter aus Kinshasa (Hauptstadt des Kongo, ehemals Zaire) hervorgegangen. Ihre Musik basiert auf Soukous, dem „kongolesischen Rumba“, versetzt mit Funk und Ragga-Tönen. Kollaborationen mit Massive Attack, Björk, Damon Albarn. Der Guardian wählte sie unter die „20 new best acts of 2009“.



DJ Lee gilt als die erste female DJ in Äthiopien. In einer sehr konservativen Gesellschaft promotet sie Frauenrechte und erkämpfte sich einen Platz in der traditionell geprägten Musikszene. Ziel ihres Radioprojekts „Hello Ladies!“ ist das Empowerment von Frauen in Addis Abeba. <http://supportdjee.wordpress.com/>



Daniele Tamagni,
Paul Smith
Gentlemen of Baongo
Trolley Verlag,
25,20 Euro



ENTWICKLUNGSHELFER IN ÖSTERREICH

A close-up portrait of a young African man with short, dark hair, smiling warmly. He is wearing a dark turtleneck sweater under a light-colored, patterned suit jacket. The background is plain white.

Der Pfarrer ist
nach wie vor
Respektsperson.
Auch wenn er
schwarz ist. Dann
eben ein bisschen
weniger. Porträt
zweier afrikanischer
Priester in
Österreich.

*Reportage: Michael Weiß
Fotos: Karin Wasner*

„WIR SIND HIER IN STILLFRIED SCHON WIE EINE GROSSE FAMILIE.“

PATER BONAVENTURA OKITAKASHI LAMA

Allerheiligen in Stillfried ist genau so, wie man sich einen katholischen Hochfeiertag in einem kleinen österreichischen Dorf vorstellt. Die Straßen sind leer, was aber nicht unbedingt heißt, dass alle Menschen in der Kirche sind. Zu Mittag stehen vor dem Wirtshaus etwa doppelt so viele Autos wie am Vormittag vor dem Gotteshaus. Die Kirche, gelegen auf dem einzigen Hügel weit und breit, umgeben von einem kleinen Friedhof, ist selbst zum Feiertag nicht ganz gefüllt. Auch in der Kirche entspricht alles dem Klischee: Durchschnittsalter jenseits der 50, die Orgelmusik klingt bei jedem zweiten Ton falsch und der Gottesdienst verläuft eher schleppend als feierlich. Nur eines ist anders: Aus dem Altarraum klingt eine Stimme mit ungewöhnlichem Akzent. Hier, mitten in der Peripherie des niederösterreichischen Marchfelds, arbeitet einer von 28 afrikanischen Priestern der Erzdiözese Wien. Sie haben wie alle anderen ImmigrantInnen mit einer tief verwurzelten Fremdenfeindlichkeit zu kämpfen, müssen aber aufgrund ihrer Arbeit damit umzugehen lernen. Dabei prallen Rassismus, der Respekt der ÖsterreicherInnen vor katholischen Würdenträgern und deren christliche Werte von Toleranz und Nächstenliebe unweigerlich aufeinander.

Christlich mit Vorbehalt

„Ich habe mich hier gut eingelebt“, erzählt Pater Bonaventura Okitakashi Lama, Pfarrer von Stillfried, Grub und Ollersdorf im Bezirk Gänserndorf. Er wolle eigentlich in Ruhe seiner Arbeit nachgehen und deshalb keine Interviews geben, steht auf dem Zettel, den er zum Interview überreicht. Offenbar um Missverständnissen vorzubeugen. Nun mache er eine Ausnahme, ungern allerdings. Während des Gesprächs spricht Pater Bonaventura sehr bedacht, ja fast vorsichtig. Ob das auf die generell eher negative Einstellung der Gesellschaft gegenüber Religion zurückzuführen ist oder auf Angst vor rassistischen Anfeindungen, lässt sich kaum ausmachen. Er selbst habe noch keine Erfahrungen mit offenem Rassismus gemacht, betont Pater Bonaventura: „Die Leute waren zwar teilweise reserviert, haben mich

aber von Anfang an gut aufgenommen.“ Der Anfang, das war 1999, als er nach drei Jahren in Wien aufs Land kam. Seine Gemeindemitglieder sehen ihn etwas anders. „Es war zu Beginn schon schwierig“, erinnert sich eine Kirchenbesucherin, „vor allem, weil er auch noch nicht gut Deutsch konnte. Aber mittlerweile haben wir uns schon zusammengerauft.“ Initiativen, um die Gemeinschaft zu beleben oder zu stärken, gingen trotzdem kaum vom Herrn Pfarrer aus. Auch heute noch nicht. Viele würden ihn deshalb nach wie vor als distanziert empfinden. Obwohl offensichtlich selbst nach elf Jahren noch unter der Oberfläche Skepsis vorherrscht, meint Lama selbst nur: „Wir sind hier in Stillfried schon wie eine große Familie.“

Im Vergleich zu dem, was er aus Afrika kennt, war das katholische Gemeindeleben in Österreich ein regelrechter Kulturschock, so viel gibt er zu. Pater Bonaventura ist als dritter Sohn einer katholischen Familie in einer Kleinstadt in der Demokratischen Republik Kongo aufgewachsen. Vom Engagement des dortigen Priesters für die Gemeinde war er derart begeistert, dass er beschloss, ebenso für die Menschen da sein zu wollen. 1984 wurde er zum Priester geweiht, nach zehn Jahren in verschiedenen Pfarren schickte ihn der Bischof zum weiteren Studium nach Österreich. Das sei Tradition, betont Pater Bonaventura. „Meine Überraschung war groß, weil Österreich in unserem Land nicht sehr bekannt ist, und ich mir außerdem nie gedacht hätte, dass ich in meinem Leben noch Deutsch lernen werde.“ Eigentlich hatte er mit einem französischsprachigen Land gerechnet, dementsprechend schwierig war die Eingewöhnungsphase für den jungen Priester, der weder Deutsch noch Englisch sprach. Fast kitschig mutet die Geschichte seiner Ankunft am Wiener Flughafen an, bei der er zum ersten Mal in seinem Leben Schnee zu sehen bekam.

Mittlerweile lebt Pater Bonaventura seit elf Jahren in Stillfried. Momentan teilt er sich den Pfarrhof mit seiner Nichte, die für ihn kocht und den Haushalt führt. Auch das ist ein Unterschied zu Afrika. Dort wohnt der Priester nicht einsam in einem alten Pfarrhaus, es kommt ihm vielmehr eine ganz we-

sentliche Rolle in der Gesellschaft zu. „In einem Pfarrhaus wohnen zwei bis drei Priester“, erzählt Bonaventura, „dazu ein Koch und zwei männliche Hausangestellte. Der Pfarrer steht im Mittelpunkt. Er ist Vater für alle und wird auch so betrachtet. In Afrika ist der Priester nicht nur Seelsorger, sondern auch Entwicklungshelfer, Retter in der Not, Dorfvorstand, etc. Man wendet sich in allen Dingen an ihn.“ Wie groß die Umstellung gewesen sein muss, lässt sich nur erahnen. Ein wenig Wehmut schwingt unweigerlich mit, wenn Pater Bonaventura die Lage in Europa analysiert: „Hier hat die Entwicklung der Gemeinden eine andere Richtung eingeschlagen als in meiner Heimat. Die Versuchung ist sehr groß, dem Priester, da er nicht ständig anwesend ist, immer weniger Bedeutung zuzumessen.“ Für einen weiteren Friedhofsbesucher zu Allerheiligen scheint der Pfarrer aus Afrika hingegen überhaupt keine Bedeutung mehr zu haben. Er sei aus der Kirche ausgetreten, erzählt der Mann, trotzdem habe er mitbekommen, dass das nicht ganz glatt laufe mit dem Afrikaner. „Kein Wunder“, sagt er, „der hat sich ja am Anfang aufgeführt wie der ärgste Pascha, hat sich bedienen lassen und sich dauernd selbst irgendwo eingeladen. Und bei der Messe waren dann gleich einmal drei, vier N... da.“

Homosexualität ist unnatürlich

Solche Probleme sollte Pater John Njenga Nganga eigentlich nicht haben. Auch er ist als Priester von Afrika – aus Kenia – nach Österreich gekommen, um weiter zu studieren. Allerdings wurde er keine österreichische, sondern die englischsprachige afrikanisch-katholische Gemeinde von Wien übertragen. Trotzdem gab es Startschwierigkeiten: Zu Beginn sei er skeptisch gewesen, erzählt Pater John, weil in Wien hauptsächlich Westafrikaner lebten. „Die haben einen ganz anderen Lebensstil als wir Ostafrikaner. Wenn zwei Westafrikaner reden, hört sich das an wie zehn.“ Auch im Gottesdienst äußert sich das. „Wir tanzen und klatschen zwar auch, aber lange nicht so ausgelassen, ja fast unkontrolliert.“ Pater John hat sich mittlerweile daran gewöhnt. Die Tatsache, dass auch er Probleme hatte, sich mit der neuen Situati-



Pater Bonaventura im Marchfeld. Den Menschen in Österreich ist ein wenig der Glaube abhanden gekommen.

on zurechtzufinden, macht aber deutlich, wie schwer es für einen afrikanischen Priester sein muss, von einer lebendigen Gemeinde in eine lethargische Landpfarre in Österreich gesteckt zu werden. Pater John will an diesen Erfahrungen dennoch festhalten, solange er in Österreich ist. Und versuchen, den Menschen die Freude am Glauben zurückzugeben. „Wo ich herkomme, ist Kirche nicht Pflicht, sondern eine Herzensangelegenheit, die das ganze Leben durchdringt“, sagt er, betont aber gleichzeitig, dass er die ÖsterreicherInnen nicht für weniger gläubig hält als die KenianerInnen. Sie seien nur davon abgekommen, sich diesen Glauben auch einzugestehen und danach zu

leben. Vor allem die materialistische Mentalität Europas sei daran schuld, aber eben auch das Gefühl der Leute, sie würden zum Glauben gezwungen. „Bei uns gibt es zum Beispiel keine verpflichtende Kirchensteuer, aber trotzdem weiß jeder, dass er seinen Beitrag leisten muss, und tut das auch.“ Trotzdem – da ist sich Pater John sicher. Denn: „Früher oder später werden sie alle zum Glauben zurückkommen.“

Ansichten wie diese findet man in Österreich selbst in den höheren Rängen der katholischen Kirche nur noch selten. Auch für Pater Bonaventura ist es schlicht unvorstellbar, dass jemand nicht an Gott glaubt. Überhaupt fin-

den sich die beiden Priester aus Afrika bei gesellschaftlich konfliktträchtigen Themen eher in der konservativen Ecke wieder. Homosexualität bezeichnen beide als etwas Unnatürliches. In Afrika habe es das nicht gegeben, bevor man es sich von Europa abgeschaut habe. Auch dem Islam gegenüber geben sie sich skeptisch bis verurteilend. Umso überraschender ist Pater Johns Haltung zum Thema Verhütung: Er ist zwar vorsichtig in seinen Formulierungen und betont, dass das Leben um jeden Preis zu schützen und Verhütung deshalb verboten sei. Gleichzeitig erzählt er aber von Familien in Afrika, die schon viele Kinder haben und bei denen natürliche Verhütungsmethoden fehlgeschlagen seien. Er selbst müsse die Lehrmeinung vertreten, sagt er, wisse aber, dass diese nicht immer eingehalten würde. Und schließlich sei ja die Toleranz eine der größten Lehren des Christentums. Pater John bleibt also bei der Lehrmeinung, macht aber deutlich, dass er von niemandem verlangt, ihr blind zu folgen.

Seine Geschichte zeigt vor allem eines: Wenn viele afrikanische Priester in ihren Ansichten und in ihrer Kultur auch eher konservativ wirken mögen, so dominiert in ihrem Weltbild doch der christliche Gedanke von Nächstenliebe und Toleranz. Das zeigt sich in der Debatte über Verhütung, aber auch in Situationen des Alltagsrassismus: „Wenn in der Straßenbahn jemand aufsteht, weil ich mich neben ihn setze, dann freue ich mich“, scherzt er, „weil ich dann mehr Platz habe.“ Und Pater Bonaventura hat vor allem die große Familie in seiner Gemeinde im Blick, wo unter der Oberfläche xenophobe Ressentiments nur so brodeln. Mag sein, dass die Erfahrungen der beiden Priester sich insofern von denen anderer schwarzer Menschen in Österreich unterscheiden, dass man als Priester im katholischen Österreich nach wie vor ein gewisses Pflichtvertrauen genießt – vor allem bei den fleißigen KirchgängerInnen, mit denen die meisten Kontakte bestehen. Vielleicht lassen die Priester jene Toleranz und Nächstenliebe, die sie predigen und leben, aber auch über latente Ressentiments hinwegblicken, die andere bemerken und auch zu spüren bekommen würden.

BLOGGEN IN AFRIKA



Bloggen ist in. Nicht nur im Iran, auch in afrikanischen Staaten werden unter dem Einfluss politischer Blogs Demokratie und Information neu definiert. Sokari Ekine, eine der frühesten BloggerInnen des Kontinents, über eine neue Szene.

Text: Sokari Ekine
Übersetzung: Cathren Müller

Über Blogs in Afrika zu schreiben, heißt für mich, mit dem Jahr 2004 zu beginnen. Damals habe ich meinen eigenen Blog „Black Looks“ gestartet. Mittlerweile sind die Themen und die Länder, in denen gebloggt wird, deutlich angestiegen. Viele Blogs der ersten Stunden sind natürlich wieder verschwunden, einige sind zu Webportalen gereift, aber die Mehrheit der Leute, die heute über Afrika bloggen, sind AfrikanerInnen. Schon bei der Entwicklung der Web-2.0-Technologien traten afrikanische BloggerInnen als Pioniere auf. Erst sie haben die Voraussetzungen für eine lebendige politische und technische Szene in Afrika geschaffen.

Politisch und sozial engagierte Blogs spielen heute eine wichtige Rolle in öffentlichen Debatten, auch um zu mobilisieren. Man sollte aber andere elektronische Medien wie Listen, Foren, Youtube, SMS, Twitter und Facebook nicht vergessen. Besonders die letzten beiden haben dazu beigetragen, die Online-Präsenz von AfrikanerInnen von Tanger bis Kapstadt, von Dakar bis Mombasa deutlich zu erhöhen. Zeitungen, politische Kampagnen, Menschenrechtsgruppen nutzen diese Instrumente, egal ob es um Gender, LGBTI-Rechte, Landrechte, Wahlen oder Demokratie geht. Hier eine kleine Auswahl aus meiner Sicht wichtiger Blogs in Afrika:

BürgerInnen als JournalistInnen

In Ägypten verschwanden während der jüngsten Parlamentswahlen mehrere Facebook-Seiten politischer Reformer und Anti-Folter-AktivistInnen, u. a. auch die von Mubarak-Gegner Muhammed el-Baradai. Am nächsten Tag waren sie wieder da. Vielfache Interventionen bei Facebook dürften geholfen haben. Schon am 7. Mai 2006 wurde der ägyptische Blogger Alaa Abd El Fattah



Sokari Ekine aus Nigeria ist mit dem 2004 gegründeten Blog „Black Looks“ eine afrikanische Bloggerin der ersten Stunde.

während einer Demonstration in Kairo gegen die Verhaftung von Mubarak-kritischen AktivistInnen verhaftet. Das Bloggen steckte damals zwar noch in den Kinderschuhen, aber kaum wurde die Verhaftung bekannt, starteten BloggerInnen in ganz Afrika, angeführt von Global Voices, eine Kampagne zur Haftentlassung von Alaa. Die Aktionen reichten von einer Online-Petition bis zu einem „Free Alaa Blog“ mit Badges und einer Google Bomb: Blogger konnten ihre Postings mit dem Wort „Egypt“ als Hyperlink versehen und damit die Nachricht von der Verhaftung weiterverbreiten. Die Aktion war erfolgreich, Alaa wurde schließlich freigelassen. Er ist bis heute mit anderen BloggerInnen aktiv, um gegen die Repression in Ägypten zu protestieren.

In Kenia brachen nach den Parlamentswahlen im Jänner 2008 gewaltsame Unruhen aus. Innerhalb von 24 Stunden bauten kenianische BloggerInnen einen Nachrichtendienst

auf, der in stündlichen Blogs berichtete. Als am 31. Dezember die Mainstream-Medien vollständig geschlossen wurden, kamen die einzigen Nachrichten aus der Blogosphäre, von Kenyan Pundit, Thinkers Room, Mentalacrobatics und stark frequentierten Foren wie Mashada. Aber die KenianerInnen gingen noch weiter. Innerhalb weniger Tage hatte die Online-Community mit dem Mashada-Forum einen SMS- und Voicemail-Dienst eingerichtet. Sie ermunterten die Leute dazu, lokale Nachrichten zu schicken und ihre Meinung zu den Geschehnissen zu sagen. Es war Ory Okolloh von Kenyan Pundit, der auf die Idee kam, mit Google Earth zu zeigen, wo die Gewalt stattfand und das Tool für eine SMS-Kampagne zu nutzen. Die Plattform Ushahidi war geboren.

Diese zwei Beispiele afrikanischer Blogs, die in einer Zeit der Krise entstanden und aus denen zielgerichtete Onlinekampagnen hervorgingen, stammen aus der Zeit vor Twit-



Die Anwältin und Bloggerin Ory Okolloh nutzte Google Earth, um über die Site Kenyan Pundit Hotspots von Gewalt aufzuzeigen.

ter. Ich bin mir sicher, dass heute Facebook und Twitter eine bedeutsame Rolle in solchen Kampagnen oder auch als Nachrichtenquelle spielen würden. So wie es kürzlich bei den Sprengstoffanschlägen in Nigeria am Unabhängigkeitstag geschehen ist. Nigerianische politische Blogs wie Nigerian Curiosity, Akin's Blog oder Black Looks informierten gemeinsam mit den „Strictly Twitters“, die nur Twitter nutzen, 24 Stunden lang aktuell über die Ereignisse. In Fällen wie diesen nutzen die BloggerInnen in der Diaspora oft ihre Heimatkontakte, um an Informationen zu kommen. Ich selbst rief einige Leute im Nigerdelta an, nur um zu erfahren, dass sie von den Anschlägen nicht einmal gehört hatten.

Grassroots-Aktivismus

Relativ viele afrikanische BloggerInnen nutzen ihre Blogs heute für soziale Projekte, um für Menschenrechte einzutreten oder Kampagnen zu führen. Eine der größten Plattformen ist Afrigadget. Von einem Viererteam betrieben, zeigt sich hier die gesamte afrikanische Vielfalt und Kreativität – und wie es AfrikanerInnen geschickt gelingt, mit dem Wenigen, das ihnen meist zur Verfügung steht, ihr Leben zu meistern. Sokwanele und Abahlali baseMjondo sind zwei Peoples Movements aus Zimbabwe bzw. Südafrika. Sokwanele: This is Zimbabwe berichtet über das Leben unter Robert Mugabe und setzt sich für seine Abwahl bei den bevorstehenden Wahlen im Mai 2011 ein. Die BloggerInnen hatten vor den letzten Wahlen 2008 eine Google

map eingerichtet, um Orte des Wahlbetrugs zu dokumentieren. Aktuell können gewalttätige politische Übergriffe auf einer violence map eingetragen oder über die Qualität einzelner Abschnitte der Landesverfassung abgestimmt werden. Der Blog Abahlali baseMjondolo aus dem südafrikanischen Durban ist Teil der Sozialbewegung der SlumbewohnerInnen und wurde 2006 gegründet, um gegen die Räumung einer dreißig Jahre alten Siedlung zu demonstrieren. Abahlali ist eine extrem aktive Bewegung der „militanten Armen“ in der Provinz KwaZulu Natal, die erst Mitte November wieder gegen die Regierungspläne des ANC auftraten, per Gesetz Townships problemlos abreißen zu können. Der Blog erlaubt ein relativ hohes Ausmaß an Information und Organisation. Sokwanele und Abahlali baseMjondolo sind grundsätzlich ernsthafte Info-Quellen über Zimbabwe und die Landrechtsbewegung in Südafrika geworden. Sie benutzen Video, Fotografie, E-Mails, Facebook und Twitter als Teil ihrer Kampagnen. Lange Jahre war Black Looks einer der wenigen Blogs, die über LGBTI-Themen berichten. In den letzten Jahren aber sind einige großartige Gruppen- und Einzelblogs hinzugekommen. Auf Gukira bloggt der kenianische Wissenschaftler Keguro über Genderthemen, für mich einer der besten Online-Autoren Afrikas. Gay Uganda schreibt anonym darüber, wie es ist, in Uganda schwul zu sein, die Site wurde schnell eine wichtige Nachrichten- und Kommentarquelle.

Wie überall auf der Welt sind soziale Medien in Afrika eine treibende Kraft zur Demokratisierung des Journalismus, PolitikerInnen, religiöse Führer und Regierungen wurden gezwungen, Verantwortung zu übernehmen. In Ägypten, Tunesien, Marokko, Äthiopien und Nigeria werden BloggerInnen immer wieder verhaftet. In Zimbabwe bleiben politische Blogger daher anonym. Mainstream-Medien sehen sich durch Blogs fallweise gezwungen, Kommentare in ihren Online-Auftritten zuzulassen. Viele verlinken auf Twitter oder Facebook. Für die Wahlen in Nigeria im April 2011 haben der Präsident und einige Kandidaten Facebook-Accounts eingerichtet – ein Anfang, immerhin in technischer Sicht. Beim Sammelblog Afrigator sind immerhin 16.000 UserInnen registriert, wobei diese Ziffer vermutlich weit unter den tatsächlichen Zahlen liegt. Trotz Afrigator bleiben Blogs tendenziell auf ihre eigenen Länder und Themen beschränkt, wie auch sonst auf der Welt. Die erste gemeinsame Website wurde mit Kenya unlimited 2006 von AktivistInnen in Kenia und Südafrika gegründet. Eine der wenigen transnationalen Ausnahmen. Ich glaube, man kann behaupten, dass Blogs in Afrika in wenigen Jahren auch die Politik ein wenig verändert haben. Sie werden zweifellos noch weiter an Bedeutung gewinnen. Mit einer verbesserten lokalen Infrastruktur, sinkenden Providerkosten und der zunehmenden Verbreitung von Smart Phones werden mehr und mehr Menschen auf dem afrikanischen Kontinent online sein.

**lehre uns minderheit werden gott
in einem land das zu reich ist
zu fremdenfeindlich und zu militärfromm
pass uns an deine gerechtigkeit an
nicht an die mehrheit
bewahre uns vor der harmoniesucht
und verbeugungen vor den großen zahlen.**

dorothee sölle



boatpeople

www.gea.at

machen wir uns **STARK**

18. September

Für eine mutige Bildungspolitik, eine gerechtere Verteilung des Wohlstands, sowie einen radikalen Kurswechsel in der Fremdenpolitik. Mit diesen Positiv-Themen nahm die BürgerInneninitiative "Machen wir uns stark" am 18. September den Platz vor dem Heldenor für ihre Willenskundgebung ein.

Neben musikalischen Beiträgen – einer der Höhepunkte der Auftritt von Josef Hader mit Wolfgang Ambros – wurden zahlreiche VertreterInnen von Initiativen auf die Bühne gebeten, die über ihre Arbeit – in der Jugendbetreuung, im Bildungswesen, für eine menschenwürdige Pflege oder für Flüchtlinge – berichteten.

Vorgestellt wurden Initiativen, bei denen man sich beteiligen kann oder die „Best-Practice“ darstellen. Erstmals wurde ein derartige Kundgebung "von unten" getragen und finanziert. Über 3.500 BürgerInnen haben mit Kleinspenden die erforderlichen Kosten von 35.000 Euro getragen.



Josef Hader und Wolfgang Ambros, Bild: Daniel Novotny



Rudolf Semrad, Bild: Daniel Novotny



Pascal Ndabalinze, Bild: robnikd60



Susanne Scholl, Klaus Hofstätter, Bild: Daniel Novotny



Corinna Milborn, Bild: robnikd60



Barbara Stöckl, Bild: robnikd60



Miriam Hie und Markus Wailand, Bild: Johann Tanzer



I-Wolf, Nomadee, Bild: D. Novotny



Abschlusschor der ProponentInnen, Bild: Koalamedia

KREDITE FÜR DIE „KREDIT- UNWÜRDIGEN“



In den 1970er Jahren hatte der Ökonom Muhammad Yunus eine Idee: Kleinstkredite für Kleinunternehmer mit Geschäftsidee. Bis heute konnten sich Millionen Menschen durch Mikrokredite eine neue Existenz aufbauen.

*Reportage: Bernhard Obojes, Birgit Entner
Fotos: Bernhard Obojes*



Kleinunternehmen mit Mikrokrediten: Baustoffhändler Wilson Sebude, Neo-Greißlerin Carolyn Nabunya.

Carolyn Nabunya ist auf sich allein gestellt. „Nachdem mich mein Mann von einem Tag auf den anderen verlassen hatte, bin ich mit meinen beiden Töchtern nach Ngoma gekommen, um Arbeit zu suchen“, erzählt sie. In der Kleinstadt im Zentrum Ugandas hat die Frau einen Job als Kellnerin gefunden, verdient damit aber gerade genug, um ihre Kinder versorgen zu können. Jahrzehntlang bestimmte ein Bürgerkrieg das alltägliche Leben der Menschen in Uganda. Nun arbeitet die Bevölkerung hart

am Aufbau des Landes und an einer friedlichen Gesellschaft. Auch Carolyn. „Ein Freund hat mir geraten, einen Mikrokredit zu beantragen. Ich habe gelacht. Wer sollte mir, einer allein erziehenden Mutter ohne Vermögen, einen Kredit anvertrauen?“ Peter Kizito, Filialleiter der Mikrofinanzinstitution RUCREF, beriet Carolyn und gewährte ihr ein Darlehen von 500.000 Uganda Shillings, das entspricht 170 Euro. Die Laufzeit lag bei sechs Monaten. Carolyn konnte mit dem Geld einen kleinen Laden eröffnen, in dem sie ver-

schiedene Produkte für das alltägliche Leben verkauft. Carolyn wurde damit zu einer Kleinunternehmerin und zahlte den ersten Mikrokredit erfolgreich zurück. In den Folgejahren nahm sie weitere Darlehen auf und vergrößerte nach und nach ihr Geschäft. Der Beginn dieses kleinen Wirtschaftskreislaufs, den sich Carolyn hart erarbeitete, führte sie nicht nur aus der Armut, sondern ermöglichte ebenso die Finanzierung einer guten Schulbildung ihrer Töchter. Heute, zehn Jahre nach dem ersten Kredit, präsentiert Carolyn selbstbewusst

Peter Kizito, Loan Officer der Mikrofinanz-Firma RUCREF in Uganda: Mauern aus Ziegeln, Fenster aus Glas sind kleine, aber wichtige Fortschritte.



ihr neuestes Projekt. Sie hat ein Stück Land gekauft, auf das sie ein Haus mit vier Räumen und einer separaten Latrine bauen will. Eines der Zimmer möchte Carolyn selbst bewohnen. Die anderen Räume sollen vermietet werden, um der älteren Tochter eine Hochschulausbildung zu finanzieren.

Erfolg durch Schweiß

Die Idee der Mikrokredite stammt aus Bangladesch. Eine Hungersnot öffnete in den 1970er Jahren dem Wirtschaftsprofessor Muhammad Yunus die Augen. Er erkannte, dass sich viele Menschen aufgrund von Schulden in der Abhängigkeit lokaler Geldverleiher befanden. Meist waren die Beträge sehr gering, dennoch machten es extrem hohe Zinsen und rücksichtslose Eintreibungsverfahren den Menschen oft unmöglich, ihr Leben selbst zu bestimmen. Yunus startete das Projekt einer „Bank für die Armen“, das später zur Grameen Bank werden sollte und mittlerweile über acht Millionen KundInnen in Bangladesch Zugang zu leistbaren Krediten und Sparkonten eröffnet. Das Konzept wurde weltweit nachgeahmt und erwies sich als äußerst erfolgreich. Der „Banker“ Yunus wurde 2006 dafür mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet.

Zurück nach Ngoma. Wasser wird dort immer noch mit Kanistern von einem Bohrloch herangetragen, Strom nur in wenigen Häusern

mit Hilfe von Generatoren in den Abendstunden erzeugt. Peter Kizito von RUCREF sieht dennoch Fortschritte. Nach und nach würden statt Lehmhütten mit Strohdächern Mauern aus gebrannten Ziegeln gebaut, zudem Fenster eingesetzt. Es sind meist kleine, aber wertvolle Fortschritte, von denen Kizito erzählt. Er kennt die Lebenssituation der ugandischen Bevölkerung aus nächster Nähe, besucht regelmäßig KlientInnen, um ihnen – neben der Abwicklung der Ratenzahlung – bei ihren Geschäftsideen zur Seite zu stehen.

Neben Carolyn Nabunyas Geschäft hat Wilson Sebude eine Baustoffhandlung errichtet. Früher produzierte er Lehmziegel in mühsamer Handarbeit. Mit dem Verkauf von Zement, Stahlträgern und Werkzeugen nutzt er eine Marktlücke in Ngoma. Bisher waren solche Materialien nur in der nächsten Stadt, zwei Autostunden entfernt, verfügbar. Auch Wilson konnte seine Idee mit Hilfe von Mikrokrediten umsetzen. Vor Kurzem erweiterte er seinen Betrieb und schloss eine Tischlerei mit zwei Arbeitern an. „Es war harte Arbeit“, kommentiert es der neue Kleinunternehmer trocken. Wilsons erster Kredit betrug umgerechnet 170 Euro. Da er seine Raten zuverlässig beglich, erhielt er nach und nach weitere Darlehen. Das letzte belief sich auf 1.700 Euro. „Früher hatte ich kein Geld. Heute hat sich das geändert“, zieht Wilson lächelnd Bi-

lanz. Seine Baustoffhandlung hat er übrigens „Bivamontuyo“ genannt, was so viel bedeutet wie „Erfolg kommt durch Schweiß“.

Kredite für die Kreditgeber

Weltweit leben 2,5 Milliarden Menschen von weniger als zwei US-Dollar am Tag. Ihr Einkommen ist nicht nur sehr niedrig, sondern auch höchst unregelmäßig. Kleinbauern können beispielsweise nur zur Erntezeit ihre Früchte verkaufen. Tagelöhner leben in der ständigen Ungewissheit, ob sie am kommenden Morgen eine Anstellung finden. Informell Beschäftigte können gegen ihre Arbeitgeber nicht rechtlich vorgehen, wenn diese mit den Gehaltszahlungen im Rückstand sind. Deshalb müssen gerade jene Menschen immer wieder Geld leihen, um besonders schwierige Zeiten zu überbrücken. Mikrofinanzinstitutionen (MFIs) bieten daher meist verschiedene Produkte an: neben Geschäftskrediten für den Aufbau eines eigenen kleinen Unternehmens beispielsweise auch Notfallkredite, die innerhalb kurzer Zeit ausbezahlt werden. MFIs bieten auch Sparkonten an, um Vorsorge treffen zu können. Peter Kizito erklärt, warum es notwendig ist, eine möglichst breite „Produktpalette“ anzubieten. In Ngoma leben die meisten Menschen von Viehzucht. Jeden Mittwoch reisen Händler aus der Stadt an, um Rinder der Bauern zu erstehen. An diesen Ta-

Uganda: Notverkäufe von Kühen sind passé. Bauern können nun mit Mikrokrediten schwierige Zeiten überbrücken.



Foto: Gerhard Blissingner

gen können die Viehzüchter gute Preise erzielen. Kürzlich hatte aber ein Bauer einen Unfall und musste schnell in ein Krankenhaus gebracht werden. Da er die Behandlungskosten nicht tragen konnte, musste er eine Kuh verkaufen. Da die Viehhändler aber gerade nicht im Dorf waren, erhielt er nur einen sehr niedrigen Preis. In solchen Fällen fängt RUCREF die Bauern mit einem Notfallkredit auf. Die Behandlungskosten können vorerst beglichen und der Kredit nach dem nächsten Markttag zurückgezahlt werden.

Trotz vieler positiver Entwicklungen im Bereich der Mikrofinanzierung haben nach wie vor drei Viertel aller Menschen in wirtschaftlichen Entwicklungsländern keinen Zugang zu Finanzdienstleistungen. Für kommerzielle Banken stellen kleine Kredite im Ausmaß von 100 Euro bis 2.000 Euro kein lohnendes Geschäft dar. Zu groß ist ihrer Meinung nach das Risiko, zu beschwerlich der administrative Aufwand, zu unrentabel der Zinsgewinn. Mikrofinanzinstitutionen haben hingegen bewiesen, dass niemand kreditunwürdig ist und auch Menschen in extrem schwierigen Lebensumständen zuverlässig Kredite zurückbezahlen, wenn sie selbstbestimmt agieren können. Unternehmen, die Mikrokredite vergeben, können ganz unterschiedlich strukturiert sein – von kleinen Entwicklungsorganisationen bis zu großen Banken wie der Grameen Bank in Bangladesch. Junge, kleine Organisationen

MIKROKREDITE FUNKTIONIEREN WIE DIE VOLKS-BANKENBEWEGUNG IM 19. JAHRHUNDERT.

tun sich besonders schwer, sie bringen oft nur mühsam die finanziellen Mittel auf, um Mikrokredite vergeben zu können. Dass die ugandische RUCREF ihre Arbeit ausweiten konnte, hat etwa erst ein Kredit von 290.000 Euro ermöglicht, den ihr die international ausgerichtete Entwicklungsgenossenschaft Oikocredit gewährte. Oft stehen hinter vielen lokal ansässigen Mikrofinanzinstitutionen internationale Geldgeber. Einige sind auch in Österreich aktiv: Caritas, World Vision oder „Jugend eine

Welt“ haben Mikrokreditprogramme in ihre Projekte integriert. Oftmals legen sie damit den Grundstein für neue Mikrofinanzinstitutionen. Sobald diese kleinen Organisationen wirtschaftlich eigenständig sind, können sie ein Darlehen bei Oikocredit beantragen. In den Niederlanden ansässig, bietet die Genossenschaft u. a. in Österreich eine Form der Geldanlage an, bei der das veranlagte Kapital als Darlehen an Entwicklungsprojekte in über 70 Länder weltweit fließt. Eine Geldanlage ist ab 200 Euro möglich, sodass in erster Linie Privatpersonen diese Form des „ethischen Investments“ unterstützen. Die Erste Bank Gruppe und das Finanzunternehmen „Vision Microfinance“ vertreiben hingegen Investmentfonds, um das Potenzial von Großanlegern, wie z. B. Pensionsfonds, zu nutzen und um so das Kapitalvolumen in der Mikrofinanzbranche zu erhöhen.

Seit dem Nobelpreis für Muhammad Yunus hat auch Mikrofinanzierung eine größere öffentliche Aufmerksamkeit erlangt. Eine neue Erfindung ist das aber nicht. Schon im späten 19. Jahrhundert gab es in Europa die Volksbankenbewegung, aus der die Raiffeisen- und Volksbanken entstanden sind. Eine Rückbesinnung auf diese Wurzeln und die Bedürfnisse der Menschen würde wohl so manche Antwort auf die Probleme unseres „modernen“, ins Wanken geratenen Bankensystems bieten.



Laden in Uganda. Der Aufschwung kommt, langsam.

Kult. Klassiker. Kostbarkeiten.

Jetzt alle 175 Filme der Edition auf derStandard.at/oefilm

25
neue Filme
jetzt im Handel oder auf
derStandard.at/oefilm

EUR **7,99**
im Paket 151-175 oder
EUR **9,99**
als Einzel DVD

Bisher über
900.000
verkaufte DVDs.
Die erfolgreichste
Edition in
Österreich.



Die aktuelle Ausstellung „Der österreichische Film“
im Wien Energie Haus, Mariahilfer Straße 63, 1070 Wien



Migration als Wirtschaftsfaktor

Migration wird in Europa äußerst zwiespältig diskutiert. Auf der einen Seite wird der Grenzschutz Frontex ausgebaut, auf der anderen Seite profitiert eine neoliberale Wirtschaftslogik von der Zuwanderung.

KOMMENTAR: HABIBOULAH NDONGO BAKHOUM

Menschen, von welchen Kontinenten auch immer, emigrieren als Reaktion auf ihre kümmerlichen Lebensbedingungen in den Heimatländern, obwohl der Grenzübergang immer mit hohen persönlichen Risiken verbunden ist. Die von Europa geplanten Grenzverstärkungen werden den Migrationsdruck aus den Maghreb- und Subsahara-Staaten aber nicht vermindern. Die Menschen werden andere Wege und Mittel finden, die Grenzen an ihren durchlässigen Stellen zu überwinden. Daher ist auch eine Zunahme des Menschenschmuggels zu befürchten.

Menschen aus Afrika emigrieren wegen der steigenden Konkurrenz auf den Arbeitsmärkten. Es gibt immer mehr Menschen in den Städten, die auf Arbeitssuche sind. Mehr als die Hälfte der Migration findet aber innerhalb Afrikas statt, sagt der Migrationsforscher Papa Demba Fall von der Universität Dakar. Diejenigen, die auswandern, gehören oft nicht zu den Ärmsten in ihren Heimatländern. Meistens verfügen sie über eine Schul- und Universitätsausbildung sowie berufliche Erfahrung. Sie haben gespart, um emigrieren zu können. Wirtschaftspolitisch gesehen ist Arbeitsmigration ein wesentlicher Bestandteil der Entwicklungsstrategie einiger Länder. Der neoliberale Diskurs versucht Arbeitsmigration als Win-win-Situation mit Riesenpotenzialen für die Entsendeländer darzustellen. Ein effektiver Beitrag zu einer nachhaltigen Entwicklung vor dem Hintergrund des damit entstehenden „Brain Drain“ bleibt aber noch nachzuweisen.

Laut einer Studie der Afrikanischen Entwicklungsbank wird das Geld der MigrantInnen primär für Konsumgüter in den Bereichen Nahrung, Gesundheit und Bildung ausgegeben. Immobilienanlagen oder produktive Investitionen belegen die hinteren Ränge und werden hauptsächlich von den bestqualifizierten MigrantInnen mit Altersschnitt 40 plus getätigt. Transferzahlungen von MigrantInnen in ihre Herkunftsländer entsprachen in den 1990er Jahren 117 Prozent der Entwicklungshilfe und 44 Prozent der ausländischen Direktinvestitionen in die Drittweltländer. In Somalia betrug die Geldüberweisungen der MigrantInnen bereits im Jahr 2004 zwischen 700 Millionen und einer Milliarde Dollar. 360 Millionen davon dienten zum Unterhalt der im Lande verbliebenen Familien. Zum Vergleich: 2002 erhielt das Land 170 Millionen Dollar an internationa-

ler Hilfe. Die Komoren wiederum haben ein Drittel ihrer StaatsbürgerInnen an das Ausland verloren. Laut Weltbankbericht hängt die Wirtschaft der Komoren von den Überweisungen seiner MigrantInnen ab. Die afrikanischen MigrantInnen tragen meist auch zum Wiederaufbau kriegszerstörter Länder bei. Studien belegen, dass die in den Vereinigten Staaten lebenden NigerianerInnen mit ländlicher Herkunft vermehrt sparen, um ihr Geld in landwirtschaftliche Gebiete zu investieren. Bambara-MigrantInnen aus Mali haben in Genossenschaften investiert, die Nahrungsmittelpcoupons ausstellen, was eine bessere Kontrolle der Ausgaben ermöglicht. Aber solche Initiativen sind selten. Kap Verde ist einer der wenigen Staaten in Afrika südlich der Sahara, der versucht, durch seine EmigrantInnen einen Nutzen zu ziehen. Das vom Staat gegründete „Instituto das Comunidades“ hat einen Guide erstellt, in dem etwa wirtschaftliche Aktivitäten und Investitionen für Auswanderer erklärt werden. Ziel ist es, die Devisenüberweisungen zu sichern, aber auch Anreize für die Rückkehr der erfahrenen MigrantInnen zu erleichtern. Ihnen wird Land in Freizonen zugewiesen, wo sie investieren können. Aber auch in Europa gibt es neue Modelle, die helfen sollen, Migration zu steuern. Der Bankensektor in Frankreich hat kürzlich ein Sonderkonto geschaffen, das bis zu 25 Prozent Steuerfreiheit gewährt, falls die gesparten Summen in Entwicklungsprojekte im Herkunftsland der MigrantInnen investiert werden. Man könnte meinen, dass die afrikanischen EmigrantInnen durch erfolgreiches Wirtschaften auch bestehende Vorstellungsweisen über Afrika beeinflussen könnten. Sie regen Erfolgsstreben an und bieten Chancen, Macht und Mittel gerechter umzuverteilen, obwohl eine Wirkung auf den Demokratisierungsprozess nicht belegbar ist. Die Misserfolge der Entwicklungszusammenarbeit und die neuen Herausforderungen, resultierend aus dem Personenverkehr in einer globalisierten Welt, tragen dazu bei, MigrantInnen als vollwertige Wirtschaftsakteure anzusehen, selbst wenn ihnen Grenzen gesetzt sind.



Habiboulah Ndongo Bakhom ist Politikwissenschaftler und hat einen Lehrauftrag an der Universität Wien.
Illustration: Petja Dimitrova

EIN KON- TINENT IM AUS- VERKAUF

Während in Äthiopien acht Millionen Menschen hungern, vergibt die Regierung rund drei Millionen Hektar Land an ausländische Investoren. Das ist kein Einzelfall in Afrika.

Reportage: Corinna Milborn

Am 20. August 2008 brachte Scheich Mohammed Hussein al-Amoudi dem saudischen König eine Kostprobe Reis. Dem Herrscher mundete die erste Ernte, die von 10.000 Hektar Pachtgrund in Äthiopien stammte. Also gründete al-Amoudi, zweitreichster Saudi und laut „Forbes“ Nummer 43 der Reichsten der Welt, die Firma Saudi Star und fädelt einen etwas größeren Deal ein. Während acht Millionen ÄthiopierInnen hungern, leasen die Saudis nunmehr 500.000-Hektar fruchtbares Land, um ihre ehrgeizigen Wirtschaftspläne zu realisieren. Schon in Tansania hatten die Saudis eine so große Fläche Land geleast, im Sudan, in Ägypten und in Marokko haben sie Land gekauft. Doch in Äthiopien ging es besonders glatt. Auch der indische Geschäftsmann Ramakrishna Karuturi

hat in Äthiopiens Hauptstadt Addis Abeba ein Büro eröffnet, um von hier aus einen neuen Boom-Markt zu erobern: Karuturi baut gerade den gleichnamigen Agrobusiness-Konzern auf und will dafür Anbauflächen für Biodiesel, Öl, Reis, Zucker und Weizen. Auch sein Deal mit der Regierung steht. Karuturi least 549.000 Hektar Land: 239.000 für Blumen, 310.000 für Lebensmittel und Energiepflanzen, derzeit für den Export, später vielleicht auch für Ostafrika. Der Vertrag läuft auf 40 Jahre, verlängerbar auf 80. Eine Milliarde will der Konzern hier investieren, um an den steigenden Lebensmittelpreisen und der Nachfrage nach Biodiesel zu verdienen.

549.000 Hektar: Das ist mehr als die Hälfte der gesamten Agrarfläche Österreichs und so viel, wie 549.000 durchschnittliche Kleinbauern in



Foto: Frank van den Bergh



Die Saudis leasen Hunderttausende Hektar an fruchtbarem Land, um ihre Bevölkerung zu versorgen. Die ÄthiopierInnen hungern.

Äthiopien gemeinsam zur Verfügung haben. Karuturi und al-Amoudi sind aber nicht die Einzigen: Äthiopiens Regierung vergibt derzeit drei Millionen Hektar Land langfristig an ausländische Investoren, an Inder, Saudis, Chinesen, Europäer. Das wirkt paradox, denn dieselbe Regierung tourt gerade durch die Welt und bittet um Lebensmittelhilfe in der schlimmsten Hungersnot seit zehn Jahren.

Blumen statt Getreide

Derzeit hungern in Äthiopien nach einer Dürre acht Millionen Menschen. Der Grund: Sie haben nicht genug Geld, um Lebensmittel zu kaufen, die Hälfte der 80 Millionen Einwohner lebt von weniger als einem Dollar pro Tag. Sobald sich das ändert, will Karuturi an diesem Markt partizipieren. Sein Konzern ist derzeit Weltmarktführer bei Blumen. Sieben Prozent der Blumen, die in Europa gekauft werden, werden von Karuturi geliefert. Aldi, Rewe, Edeka zählen zu den Kunden. Der Großteil wächst in Äthiopien.

Doch Äthiopien ist kein Einzelfall. In ganz Afrika reißen sich derzeit Investoren aus aller Welt darum, riesige Flächen an Land zu kaufen. Allein in den letzten zwei Jahren wurden nach Schätzung der Organisation GRAIN 20 Millionen Hektar vergeben – fast zwanzig Mal Österreichs Agrarfläche. Weltweit sind bereits 40 Millionen Hektar in Entwicklungsländern an ausländische Investoren gegangen: Land ist Trumpf in Zeiten der Krise.

Die Gründe sind vielfältig: Staaten wie Saudi-Arabien, Kuwait oder China sind von Lebensmittelimporten abhängig. 2007, als im Gefol-

ge der Subprime-Krise die Rohstoff-Preise explodierten und Dutzende Staaten Exportverbote verhängten, erlitten sie einen Schock. Nun sichern sie sich Land in Afrika und Lateinamerika, um dort selbst ihre Lebensmittel anzubauen. Zweitens gibt es den Boom von Biodiesel. Als Südkoreas Automobilkonzern Daewoo 2009 die Hälfte der Agrarfläche Madagaskars für die pflanzliche Treibstoffproduktion kaufen wollte, scheiterte er erst an den dortigen Aufständen. Und drittens bauen Finanzinvestoren vor. Steigende Bevölkerungszahlen und Klimawandel steigern die Nachfrage nach Lebensmitteln. Hedgefonds und Beamten-Pensionsfonds investieren gleichermaßen in Land.

Doch warum geben Afrikas Regierungen, die ihre hungernde Bevölkerung zu versorgen haben, das Land ab – und verlangen kaum etwas dafür? Esayas Kebede von Äthiopiens staatlicher Agentur, die Land auswählt und Investoren anbietet, kann es erklären. „Unsere Landwirtschaft ist nicht intensiv genug, die Produktivität zu niedrig. Ausländische Investitionen bringen Technologie und Arbeitsplätze.“ Wenn genug Leute bei den Investoren arbeiten, geben sie Geld aus und kurbeln die Wirtschaft an. Deshalb erstellt Kebede Angebotsmappen mit Satellitenbildern und Bodenanalysen. 1,6 Millionen Hektar sind bereits identifiziert, bis 2012 sollen noch einmal so viel dazukommen. Der Staat ist bereit, dafür viel zu tun: Er stellt Staudämme für Bewässerung zur Verfügung, baut die Straßen und Stromleitungen. Fünf Jahre ist keine Steuer zu zahlen, Exportzölle gibt es für Ausländer nicht. Und der Preis des Landes? „Es ist billig, sehr billig. Am Geld soll es nicht scheitern“, versichert Kebede.

Von Enteignungen oder Entschädigungen ist dabei niemals die Rede. Die größten Flächen liegen in der Provinz Gambella, an der Grenze zum Sudan. „Dort ist alles leer“, sagt der Mann von der Investitionsagentur. „Äthiopien hat 74 Millionen Hektar bebaubares Land, nur 15 Millionen sind kultiviert – Platz genug.“ Die Regierung hat bei der Vergabe des Landes leichtes Spiel: Seit der kommunistischen Diktatur der 1980er Jahre ist das Land verstaatlicht, Landtitel existieren deshalb nicht – wie in vielen Ländern Afrikas. Proteste enteigneter Bauern haben vor Gericht kaum Chancen. „Das Land ist nicht leer, sondern wird den Bauern dort weggenommen“, meint ein Politikwissenschaftler aus Addis,



Die Regierung lässt Staudämme für die Stromversorgung der Investoren errichten. Derweil geht den Menschen im Land das Wasser aus.

der anonym bleiben möchte. „Der Hauptgrund für den Verkauf ist Korruption: Die Regierung verdient sich an den Kick-back-Zahlungen eine goldene Nase.“ Doch Korruption weist die Regierung weit von sich – sie hat auch abseits des Trickle-down-Effekts gute Argumente für den Ausverkauf: Das Land ist verschuldet, die Handelsbilanz ist permanent negativ. Deshalb ist auch angesichts der Hungersnot die Versorgung der eigenen Bevölkerung kein Ziel. Die Investoren sollen exportieren. In einem Land, das hungert? „Die Nahrungsmittelversorgung bei uns kommt von den Kleinbauern, das sollen die

KEINE STEUERN, KEINE EXPORTZÖLLE. FÜR INVESTOREN IST ALLES „BILLIG, SEHR BILLIG“.

Investoren nicht übernehmen“, meint Kebede von der Investitionsagentur. Doch 70 Prozent der Bauern in Äthiopien haben weniger als ein Hektar, weitere 20 Prozent weniger als zwei. Klimawandel und Erosion treiben immer mehr in den Hunger – und so in die Migration: erst in die Städte, dann auf den langen Weg nach Europa. „Eben: Wir brauchen Arbeitsplätze“, sagt Kebede. Für ihn sind die Investitionen eine Win-win-Situation. Arbeiter braucht der indische Konzernchef Karuturi aber kaum. Nur für den Rosenanbau. 5.000 ÄthiopierInnen beschäftigt der Konzern derzeit. 5.000 sollen nächstes Jahr dazukommen – bei 40 Prozent Arbeitslosigkeit in Addis und Landflucht ein gutes Argument. Die ungelerten Arbeiterinnen arbeiten sechs

Tage die Woche und gehen mit 40 Cent Tageslohn nach Hause – die Hälfte eines indischen Niedrigstlohns. Ayana, 26, verdient so nur knapp zehn Euro im Monat. Die Hälfte gibt sie für einen Schlafplatz aus, vom Rest kauft sie ihrem Sohn, den sie alle zwei Wochen sieht, Lebensmittel: etwa Nudeln. Eine Packung kostet zwei Tageslöhne. Der erhoffte Konsumschub wird von diesen Arbeiterinnen nicht kommen.

Beispiele wie diese finden sich nun auch in den Reports der internationalen Organisationen zuhauf: Die OECD, das World Food Programme, die deutsche GTZ und eine ausführliche Studie der Welternährungsorganisation FAO kommen alle zum Schluss, dass der massive Landverkauf der Bevölkerung keine Vorteile bringt. „Die Verträge sind sehr dünn, es gibt keine Absicherungen“, sagt David Hallam von der FAO. „Wir sehen Papiere von Ministern, in denen sie praktisch alles versprechen, ohne Bedingungen und ohne Kontrollen.“ Ein Ende dieser Entwicklung ist bislang nicht in Sicht. In den nächsten zwei Jahren wird Äthiopien circa drei Millionen Hektar Land auf 40 bis 100 Jahre verleast haben. Sollte es sich die nächste Regierung anders überlegen und das Land zurückwollen, hat sie keine Chance: Die Verträge sind durch internationale Abkommen gesichert, einklagbar vor der WTO. Der Chef der FAO, Jacques Diouf, hat dafür ein klares Wort: „Neokolonialismus.“ Doch sein moralischer Appell verpufft: Die neuen Kolonialherren sind anonyme Fonds oder kommen selbst aus ehemaligen Kolonien – Indien, China, arabische Länder. Ihr schlechtes Gewissen hält sich in Grenzen.



Humanitäres Bleiberecht, auch in Österreich

WKO-Präsident Christoph Leitl und EU-Abgeordneter Othmar Karas (Bild) fordern eine Stichtagsregelung für AsylwerberInnen, die zumindest fünf Jahre in Österreich leben.

BLEIBERECHTSDEBATTE

Breite Front gegen Kinderabschiebungen

Die Abschiebung der Familie Komani mit ihren Zwillingen in den Kosovo scheint das Fass zum Überlaufen gebracht zu haben. Zum ersten Mal in der Geschichte der Zweiten Republik hat die Caritas zu einer Demonstration aufgerufen, als am 17. Oktober während der Sendung „Im Zentrum“ am Wiener Stephansplatz still protestiert wurde. Zusammen mit der Diakonie, Amnesty International und SOS Kinderdorf hat die Ca-

ritas die Initiative „Kinder gehören nicht ins Gefängnis“ ins Leben gerufen, die vom Nationalrat die Aufnahme der Kinderrechtskonvention in die Verfassung fordert. „Es kann für die Sicherheit der Republik nicht notwendig sein, zwei Kinder von ihrer Mutter zu trennen und mit Gewalt außer Landes zu schaffen“, heißt es in dem Brief. Mittlerweile tragen mehr als 100.000 Menschen die Forderungen der Petition www.gegen-unrecht.at

mit, darunter zahlreiche Prominente. Auch in der ÖVP selbst wird der politische Kurs mittlerweile hinterfragt. Fekters Abschiebungspolitik wurde in der Analyse nach der Wiener Gemeinderatswahl für das schlechte Abschneiden der Volkspartei verantwortlich gemacht. Ein Blick nach Europa zeigt: Anders als in der Mehrheit der EU-Staaten wird in Österreich humanitäres Bleiberecht nur in absoluten Ausnahmen erteilt.

Versteckte Jugendarbeitslosigkeit

EU-weit liegt Österreich mit 8,9 Prozent Jugendarbeitslosigkeit auf Platz 3. Das klingt gut, aber: 27 Prozent der BerufseinsteigerInnen stecken in atypischen Beschäftigungsverhältnissen. Besonders schwierig ist es für alle mit Pflichtschulabschluss. Sie warten im Durchschnitt fast vier Jahre auf ihren ersten Job.

Begrenzte Mitbestimmung in der EU

Noch vor Ende des Jahres soll die Forderung nach einer EU-Bürgerinitiative umgesetzt werden. Mit einer Million Unterschriften aus neun EU-Ländern kann man damit einen Gesetzeswunsch an die Union vorbringen. Der Haken: Die EU ist nicht verpflichtet, das Anliegen umzusetzen.

Beginn der Guantanamo-Prozesse

Im November wurde ein erstes Strafverfahren abgeschlossen, mit dem US-Präsident Obama sein Land von Foltervorwürfen gegen das Guantanamo-Gefängnis reinwaschen will. Ergebnis: Nur einer von 285 Anklagepunkten war haltbar. Das Strafmaß soll im Jänner verkündet werden. 170 Gefangene warten noch auf ihren Prozess.



Alles rechts in Guantanamo?

NEUES VON DER BOCK

Von ihr kann man alles haben, nur kein Nein. Die Flüchtlingshelferin Ute Bock ist im wahrsten Sinn grenzenlos. Ihre Sozialarbeit: der ganz normale Wahnsinn. Alltag in Wien.

KORRESPONDENT: ANDREAS BACHMANN, BILD: LEA FRIESSNER



ÜBER SCHIKANE

Ich bekomm' ja keine reguläre Möglichkeit mehr, die Leute anzumelden. Denen nimmt man einfach die Lagerkarte weg und aus. Jetzt haben wir wieder so einen Fall gehabt: Die Frau ist schwanger, kann nicht einmal mehr g'scheit auf die Straße gehen, weil sie drei, vier Tage vor der Entbindung steht. Sie hat keine Krankenversicherung. Die kann sie nur bekommen, wenn sie in Wien gemeldet ist. Das geht aber nicht, weil sie keinen Ausweis hat. Man kann jetzt in die Mariannengasse gehen und dort beantragen sie bei der Wiener Landesleitstelle ein Schreiben, das die Identität der Person bestätigt. Dann bekommt sie auch einen Meldezettel. Jetzt haben wir ausnahmsweise von der Landesleitstelle einen Wisch bekommen, dass sie dort registriert ist und man ihr doch einen Meldezettel geben möge. Ich geh' zum Amt und dort sagen sie mir, eigentlich können sie ihr keinen Ausweis geben, weil kein Bild auf dem Schreiben drauf ist. In Wahrheit ist es aber so: Selbst wenn das Bild drauf ist, bleiben die Leute im Wartebereich vom Meldeamt sitzen. Ich geh' also rein und lass' den Meldezettel für sie ausstellen. Die Beamten dort sehen die Person ja nicht einmal. Also wozu braucht es da unbedingt ein Bild? Das ist nichts weiter als Schikane.

ÜBER REINE SCHIKANE

Ein Mann war bei mir, der ist verheiratet, hat zwei Kinder und wohnt im 10. Bezirk.

Er bekommt Sozialhilfe, aber seit einiger Zeit kriegt er keine mehr. Warum? Weil das zweite Kind gekommen ist und jetzt muss geprüft werden, ob er mit der Kinderbeihilfe und dem Kindergeld überhaupt noch Sozialhilfe bekommen darf, heißt es beim Amt. Und das dauert halt seine Zeit. Jetzt hat er drei, vier Monate kein Geld, kann keine Miete mehr bezahlen und so weiter. Ich bin zum Sozialamt hin und hab' gefragt, wie gibt's denn das? Das Kindergeld und die Kinderbeihilfe haben mit der Sozialhilfe doch überhaupt nichts zu tun. Das ist also eine reine Schikane von den Beamten. Die Konsequenz ist dann für die aber: Wenn der Mann vier Monate ohne Geld auskommt, braucht er gar nimmer hingehen, weil dann braucht er das Geld vom Sozialamt eh nicht. Das Verfahren ist jetzt noch immer in der Schwebe. Ich habe mit der Leiterin des Amtes darüber gesprochen, ob da bald eine Lösung möglich ist. Aber das darf es eigentlich nicht geben. Ich vermute: Da sitzt ein Mitarbeiter, der ärgert sich über seinen Chef und glaubt, er muss das weitergeben.

ÜBER DIE GLEICHGÜLTIGKEIT

Einen Mann aus Sierra Leone habens wegen Drogenhandel zu acht Jahren Haft verurteilt. Zu Unrecht, wie sich leider zu spät herausstellt. Man hat damals bei ihm Geld gefunden und ihn verdächtigt, dass er das mit Drogenhandel gemacht hat. Dabei hat er in Wirklichkeit

alte Autos hergerichtet und nach Afrika verkauft. Das Geld bekommt er jetzt zurück, von der Haft wird ihm aber kein Tag erlassen. Er hat im Gefängnis siebeneinhalb Jahre gearbeitet und will sich die Zeit für seine Arbeitslosenunterstützung anrechnen lassen. Beim Arbeitsamt in der Dresdner Straße sagen sie ihm, er muss seine Versicherungsnummer von der Krankenkasse angeben, sonst können sie den Antrag nicht bearbeiten. Die Nummer weiß er nicht, also fährt er zur Wienerbergstraße, wo sie ihm sagen, sie brauchen noch einen Stempel vom Arbeitsamt. Also fährt er wieder zum Arbeitsamt und holt sich den Stempel. Zurück bei der Krankenkasse sagen sie ihm dann, er hat gar keine Versicherungsnummer. Im Gefängnis erklären sie ihm, die Versicherungsbeiträge für die Arbeiter werden pauschal abgeführt. Der Mann hat also tatsächlich keine Versicherungsnummer. Bei der Krankenkasse sagen sie, wenn er keine hat, kann er um eine ansuchen. Das hat man ihm natürlich nicht gleich sagen können, wie er dort war, da haben sie ihn einfach weggeschickt. Das Ende vom Lied ist, dass das Arbeitsamt seinen Antrag auf Arbeitslosengeld ablehnt und ihm die Arbeitszeit im Gefängnis auch nicht anrechnet. Das dabei verdiente Geld wird auch einbehalten. Der ganze Aufwand und das ganze Hin und Her waren für ihn sowieso ganz umsonst.

ÜBER FILMPROMINENZ

Muass i ja – wenn's hilft.

POPULÄRKULTUR

BUCH



Handbuch Integration

Schon der Titel dieses Sammelbandes signalisiert: Der Integrationsbegriff soll nicht jenen überlassen werden, die damit fernab von sozialwissenschaftlichen Erkenntnissen fremdenfeindliche Politik betreiben wollen. Kaum ein politisches Konzept unterlag jüngst einem derart radikalen Umdeutungsprozess wie jenes der Integration. In den 1970er Jahren von links ins Spiel gebracht, um auf die Rahmenbedingungen gesellschaftlichen Zusammenhalts zu fokussieren und Chancengleichheit herzustellen, wird der Begriff heute im politischen Mainstream vor allem als notwendige Anpassungsleistung Zugewanderter verstanden. Ob der Begriff zurückerobert oder fallen gelassen werden soll, darüber ist mit einiger Verspätung auch in Wien eine Debatte entbrannt. (Siehe die Petition: <http://ausschlussbasta.wordpress.com>) Wer meinungsmäßig noch unentschieden ist, für den bietet das von Herbert Langthaler herausgegebene Buch einige interessante Ansätze. Der Migrationswissenschaftler Bernhard Perchinig beschreibt zunächst zwei Strömungen des In-

tegrationskonzepts, die er als „Integration in die Leitkultur“ und als „Integration durch sozialen Aufstieg“ benennt, um dann vorzuschlagen, die Integrationsdebatte in eine neue Sprache zu übersetzen. In die der individuellen Autonomie und die der Menschenrechte. Dabei verweist Perchinig auf den Ökonomen und Nobelpreisträger Amartya Senn, der mit seinem Konzept der „Verwirklichungschancen“ und dem „gelingenden Leben“ die Richtung vorgab. Zudem bringt Perchinig das Konzept der Wahlbürgerschaft ins Spiel. Alle BürgerInnen, die sich nicht zu touristischen Zwecken in Europa aufhalten, sollten demnach für eine Bürgerschaft im Staat ihrer Wahl optieren können. Christoph Reinprecht geht im Hinblick auf den Bedeutungsverlust des Nationalstaates noch einen Schritt weiter und plädiert für eine subjektive Komponente bei der Bemessung des Integrationserfolges. Basierend auf den Ergebnissen einer eigenen Studie, schließt auch Reinprecht mit dem zentralen Begriff der Autonomie an Amartya Senn an. Ein Integrationserfolg ist demnach erzielt, wenn die Betroffenen selbst ihre Migrations-Biografie als erfolgreich erleben.

red

Herbert Langthaler (Hg.):

Integration in Österreich, erschienen in der Reihe „Sozialwissenschaftliche Befunde“,

Studien Verlag, 2010, 232 Seiten, 26,90 Euro



Foto: Karin Wasner

LISTEN

2 X 5 DINGE UND SONST?

Gerlinde Affenzeller ist Geschäftsführerin des Vereins SOS Mitmensch.

5 Sager, auf die ich jederzeit gerne verzichte:

- 1 Am Gehsteig: „Das ist bitte kein Fahrradweg!“
- 2 Über einen Bettler: „Ich geb' nichts, weil die sind eh alle organisiert.“
- 3 Im Rahmen einer politischen Debatte: „Da kann man halt nichts machen.“
- 4 In der Liebe: „Schalten wir den Fernseher ein?“
- 5 In allen Belangen: „Ich möchte schon, aber ich kann nicht.“

5 Sager, die ich gerne einmal / öfter hören würde:

- 1 Im Supermarkt: „Wollen Sie vor mir drankommen?“
- 2 In der Arbeit: „Das habt ihr toll gemacht.“
- 3 Im Erstaufnahmezentrum: „Herzlich willkommen!“
- 4 Im Kinderzimmer: „Ich hab' aufgeräumt.“
- 5 Im Wirtshaus: „Das geht aufs Haus.“

Und sonst?

... bin ich dafür, sich mehr auf Unbekanntes einzulassen, und für einen Rückzug zum Inneren, für unbändiges Lachen und dafür, manchmal ein kleines Bissl weniger feige als der Durchschnitt zu sein.

POPULÄRKULTUR

BUCH

Besser links

Die Linke braucht neue Ideen, eine neue Sprache und neuen Elan. So heißt es am Buchrücken von Robert Misiks „Anleitung zur Weltverbesserung – Das machen wir doch mit links“. In seiner jüngsten Publikation fächert der Autor auf rund 200 Seiten einige Themen und Strategien auf, die eine zentrale Rolle für die Formierung einer modernen Linken spielen können. Dreh- und Angelpunkt sind dabei das Aushebeln der neoliberalen Finanz- und Wirtschafts-ideologie. Misik beschreibt in großen Zügen, dass eine Ökonomie, die alle am Wohlstand beteiligt, nicht nur besser funktioniert, sondern auch eine lebenswertere Gesellschaft hervorbringt. In weiteren Abschnitten reißt Misik Strategien zur progressiven Mehrheitsbildung an. Dabei betont er die Notwendigkeit von sowohl neuen Narrativen und schlüssigen Programmen als auch von Basisarbeit in den Bezirken und Nachbarschaften, die in Wechselwirkungen Ressourcen frei machen und Demokratie beleben können. Das Buch bildet eine vielversprechende Klammer für eine pragmatische Erneuerung der demokratischen Linken. Leider bleibt die schwierigste Frage ausgespart: Wie kann der erfolgreichen Spaltung der Linken durch die „Ausländerfrage“ der Rechten begegnet werden? *red*

Robert Misik:

Anleitung zur Weltverbesserung – Das machen wir doch mit links, Aufbau-Verlag, 2010, **214 Seiten, 17,95 Euro**



BUCH



Gesellschafts-Bruch

Wie hängen Integration, Rassismen und Weltwirtschaftskrise miteinander zusammen? Der Migrationsforscher Gerhard Hetfleisch und der Soziologe Manfred Oberlechner haben zu dieser ambitionierten Fragestellung einen Sammelband herausgebracht, der die Verlagsreihe

zur Integrationsdebatte fortführt. In seiner Kontextualisierung liegt auch eine der Stärken dieser Publikation: Die Herausgeber spannen konzeptuell einen strukturellen Bogen, der in den einzelnen Beiträgen nicht mehr verloren geht. Die vielleicht zentrale These des Buches ist, dass die globale ökonomische Wirtschaftskrise die gesellschaftliche Basis derart zerrüttet hat, dass, während die Krise überwunden scheint, die Brüche der Gesellschaften in einem verstärkten Ausmaß Rassismus, Diskriminierung und xenophobe Haltungen hervorbringen wird. Der Band versucht diese Entwicklungen durch eine systematische Erfassung in globaler, regionaler und ideologiekritischer Form herauszuarbeiten. Dazu wurden AutorInnen ganz unterschiedlicher Herkunft eingeladen: vom Ökonomen Stephan Schulmeister bis zum Migrationsforscher Rainer Bauböck und PraktikerInnen wie Barbara Liegl von ZARA.

Manfred Oberlechner / Gerhard Hetfleisch (Hg.): **Integration, Rassismen und Weltwirtschaftskrise,** Braumüller Verlag, 2010 **476 Seiten, 26,90 Euro**

BUCH



Mutige Frauen

Am Ende stehen Flucht und ein Neubeginn mit Unterstützung eines Vereins wie Solwodi. Seit vielen Jahren hilft Lea Ackermann Frauen, die vor Gewalt flüchten, in ein anderes Leben zu finden. Auch wenn die Erfahrungen, von denen die Frauen in diesem Buch erzählen, ebenso unterschiedlich wie ihre Herkunftsländer sind, teilen sie vor allem die Reaktionen ihrer unmittelbaren Umwelt: Stigmatisierung, Scham, der Zwang patriarchaler, oftmals traditioneller Ordnungen. In diesem Buch geht es vor allem darum, Frauen, die in die Freiheit fanden, Raum für ihre Erzählungen zu geben und ursächliche gesellschaftliche Zusammenhänge aufzudecken. Mit der deutsch-türkischen Anwältin Seyran Ates wurde zudem von einer Autorin das Vorwort verfasst, die Gewaltverhältnisse unter MigrantInnen offen anzusprechen versucht, ohne in die politisch gelegten Kulturalisierungs- und Religionsfällen zu tappen. Ein Buch, das wesentlich von der Erzählhoheit der betroffenen Frauen konzentriert wird. *red*

Lea Ackermann, Mary Kreutzer, Alicia Allgäuer: **In Freiheit leben, das war lange nur ein Traum,** Kösel Verlag, 2010, **240 Seiten, 18 Euro**

POPULÄRGESEHEN

Die Mittelschichtslüge

Die Reichen reden sich arm, die Armen halten sich für wohlhabend. Warum niemand in Österreich der Ober- und der Unterschicht angehören will.

EINE KOLUMNE VON MARTIN SCHENK



Martin Schenk ist Sozialexperte der Diakonie Österreich
Illustration: Petja Dimitrova

Mainstream zu sein, ist nicht wirklich sexy. Zumindest was das Kulturelle betrifft. Und was das Individuelle angeht. Es zählt das Besondere, die Einzigartigkeit, die Ich-Aktie, das Unverwechselbare, der je eigene Ausdruck in Musik, Gewand und Einrichtung. Mach dein Ding! Blök nicht mit der Meute! Durchschnittstyp? Nein, danke.

Nur beim Geld und beim sozialen Status, da ist Schluss mit lustig. Da zählt dann die Mitte. Wir ziehen eine Linie. An einem Ende stehen die Ärmsten, am anderen die Reichsten. Wenn man nun fragt, auf welcher Position dieser Linie sich die Reichen einschätzen würden, dann zeigen sie auf die Mitte. Fragt man die Ärmeren, wo sie sich selbst sehen, ordnen sie sich ebenfalls dort ein: in der Mitte.

Ingesamt wird die Mitte massiv überschätzt. Das ist der Grund, warum sich die Figur der Mitte so gut eignet, die wahren Verhältnisse zu vernebeln. Denn die Mittelschicht ist offensichtlich eine Sache des Standortes. Sie ist meist dort, wo die Meinungseliten sie haben wollen. Am liebsten bei 4.000 Euro Einkommen. Die Mitte wird tendenziell immer zu hoch geschätzt. In Wirklichkeit beträgt der Median, also die Mitte der Einkommen Angestellter 1.995 Euro, der von ArbeiterInnen 1.605 Euro brutto. Nimmt man das Haushaltseinkommen, also das gesamte verfügbare Einkommen eines Monats, von dem eine Person lebt, dann befindet sich die Mitte – der Median – bei 1.478 Euro netto. Wenn KommentatorInnen von einer Mittelschicht mit 3.500 Euro Einkommen schreiben, dann sprechen sie nur von knapp zehn Prozent aller EinkommensbezieherInnen. Das soll also die Mittelschicht sein? Da gehen versteckte Interessen einer kleinen Minderheit ab durch die Mitte.

So ist es zu erklären, dass die Mittelschicht für Steuergesetze stimmt, die die Oberschicht einseitig privilegieren. Von der ökonomischen Entwicklung der vergangenen Jahre haben besonders die obersten zehn Prozent der Bevölkerung profitiert. Die untersten Einkommen haben verloren und die Mitte wurde unter Abstiegsdruck gesetzt. Die Mittelschicht benimmt sich so gesehen völlig irratio-

nal. Weil sie zu viel Energie in die Verachtung der Unterschicht steckt und dem fatalen Glauben anhängt, sie sei privilegiert. Diese Mittelschichtslüge liegt im Interesse von Leuten wie dem ehemaligen Banker Thilo Sarrazin. Sarrazin glauben heißt, am eigenen Abstieg bauen. Die Folge: Die Reichsten rechnen sich arm, während die Armen reich gerechnet werden. Und die Mitte zahlt. Blök nicht mit der Meute! Ja, bitte.



Für die gesetzliche Neuregelung des Bleiberechts!

* Eine einmalige Regelung für Altfälle.

Wer fünf Jahre hier ist, darf bleiben.

* Die Sanierung der Bleiberechtsbestimmungen. Ein menschenrechtskonformes Verfahren, das humanitäre Gründe berücksichtigt und vor Abschiebung schützt.



POPULÄRKULTUR

BUCH Flucht nach Österreich

Dieses Buch hat einen klaren Auftrag: Einen Kontrapunkt zu einer Debatte zu setzen, die so schief läuft, dass es bald kaum noch jemand auffällt. Während etwa die Hälfte alle Flüchtlinge auf dieser Welt minderjährig, zu einem Gutteil Kinder sind, die vor Gewalt, Hunger und Bedrohung flüchten, wird hierzulande die Debatte primär über Missbrauch geführt. Würden jene, die wie der Autor täglich mit unbegleiteten minderjährigen Flüchtlingen zu tun haben, am Verstand dieser „Meinungsführer“ zweifeln, wäre das nicht weiter verwunderlich. Fronek hat indes ein Buch geschrieben, das sich souverän zwischen den Realitäten positioniert: jener der hitzigen öffentlichen De-



batte, die vor allem auf einem eklatanten Informationsdefizit basiert, und jener, wie sie Jugendliche auf der Flucht erleben. Fronek erzählt von „verfeinerten“ Verfahren des Staates, um das Alter potenzieller „Schwindler“ festzustellen, anstatt seiner Pflicht nachzukommen, Schutzbedürftigen humanitäre Hilfe zu leisten. Er erzählt über Fort- und Rückschritte der Gesetzgebung, lässt Kinder und Jugendliche mit ihren Erfahrungen zu Wort kommen und ergänzt sehr anschaulich anhand aktueller rechtlicher Bestimmungen, wo Defizite be-

stehen, aber auch, wie humanitäre Einrichtungen helfen können. Wer einen Ausgang aus allwissend geführten Polemiken sucht, wird in diesem geradezu spannend verfassten Buch alles grundlegende Wissen zur Thematik finden. *gun*

Heinz Fronek:
Unbegleitete minderjährige Flüchtlinge in Österreich,
Mandelbaum Verlag, 2010,
216 Seiten, 17,80 Euro

FILM Schlepper mit Herz

Noch einmal Flucht nach Österreich. Dokumentarfilmstar Erwin Wagenhofer hat für seinen ersten Spielfilm, eine Fluchtgeschichte, vieles aus seinen jahrelangen Recherchen eingebaut. Damit gelingt ihm in „Black Brown White“ eine vitale Neudefinition

zweier medial ins Klischee verzerrter Akteure: dem des Schleppers, der hier in der Person von Fritz Karl als persönlich motivierter Fluchthelfer auftritt. Und jener Figur des Flüchtlings, die in peinlich vielen „Migrationsfilmen“ zuvorderst als Opfer gezeichnet wird. In Wagenhofers lakonischem Roadmovie ist die aus Afrika flüchtende Frau jedoch trotz schwierigster Umstände statt braver Bittstellerin eine selbstbestimmte Akteurin. Allein diese beiden Umstände machen den Film sehenswert. Ungewöhnlich für einen österreichischen Spielfilm aber auch die mächtigen Landschafts-Panoramen in Cinemascope-Format. Gedreht wurde auf den staubigen Pisten der Sieras in Andalusien. *gun*

Erwin Wagenhofer:
Black Brown White
Ab Februar im Kino

Was hast Du heute vor?

Du willst dich für die Umwelt einsetzen?
Du kannst warten, auch mal in der Kälte?
Du kannst malen, klettern oder Tee kochen?
Dann bist du bei uns richtig!

Taten statt Worte – melde dich unter:
www.greenpeace.at/aktivisten | training@greenpeace.at | 0664 / 610 39 99 (Jutta)



SPOTLIGHT

„Ich hatte das Gefühl, dass Willkür herrscht“

Die gebürtige Steirerin Karin Klaric hat als Rechtsberaterin bei Ute Bock gearbeitet und im April den Hilfsverein „Purple Sheep“ gegründet. Durch die Rückholaktion der Komani-Zwillinge aus dem Kosovo rückte sie ins Rampenlicht.

PORTRÄT: FLORIAN GOSSY

Österreich“ mag Karin Klaric. „Wir sind stolz auf euch“, titelte die Tageszeitung Ende Oktober und nannte in einem Ranking die Obfrau von „Purple Sheep“ auf einer Stufe mit Jürgen Melzer (Tennisprofi) und Robert Palfrader („Wir sind Kaiser“). Der eine gewinnt Tennisturniere, der andere hat eine Fernsehshow. Und Karin Klaric? Sie hat „die Asyl-Zwillinge aus dem Kosovo nach Österreich zurückgeholt“, freut sich die Zeitung. Durch die Schwestern Daniella und Dorentinya Komani rückte Klaric mit „Purple Sheep“ ins Rampenlicht. Der Verein wurde von Klaric im April gegründet. Nach anfänglichem Elan stagnierte das Projekt, wie Klaric sagt. Frischen Wind brachte der Unternehmer Hans Jörg Ulreich, der sich zu engagieren begann, als ein Schulfreund seines Sohnes abgeschoben werden sollte. Ulreich stellte „Purple Sheep“ im heurigen Sommer ein Haus in der Meidlinger Arndtstraße zur Verfügung, das als „Freunde Schützen“-Haus bekannt wurde und vom Verein selbst betrieben wird. Dort wohnen „bestens integrierte, unbescholtene Familien mit langjährigem Aufenthalt als AsylwerberInnen“, die „kurz vor der Abschiebung stehen“. Wie viele Menschen aktuell im Haus wohnen, kann Klaric aus dem Stegreif gar nicht beantworten. „In Zukunft werden es dann rund 50 Leute sein.“

Bevor die 33-Jährige ihren eigenen Verein gründete, arbeitete sie beim Verein Ute Bock als Rechtsberaterin. Warum der Wechsel, warum ein eigener Verein? „Seit der Debatte zum neuen Asylgesetz im Sommer vor einem Jahr spürte ich, dass immer mehr egal ist, was eigentlich im Gesetz drinsteht. Ich



Bin mit dem Aufkommen von Amnesty International aufgewachsen.

hatte das Gefühl, dass Willkür herrscht“, erzählt sie. „Man hat keine Chance mehr: Dort, wo es für den Einzelnen noch einen Rechtsschutz gibt, wird er im nächsten Satz schon wieder umgedreht. Dann kann man nur mehr zuschauen.“ Für sie war damals klar: „Dagegen muss lauter protestiert werden.“ Nur mehr zu beraten, reiche nicht. Insofern soll der Verein auch politisch wirken. „Aber nicht, um Wählerstimmen zu fangen, sondern um einen Gegenakzent zu setzen.“ Die Zeit bei Ute Bock will sie aber nicht missen, ganz im Gegenteil. „Ich habe dort gelernt, wie man Nein sagt, dass man Grenzen setzt.“

Ute Bock habe sie geprägt. Angefangen hat ihr dortiges Engagement 2006, Klaric wollte ehrenamtlich in der Beratung mitarbeiten. Warum gerade bei Ute Bock? „Bei mir ist immer wichtig, dass ich mich mit dem Chef identifizieren kann. Derjenige, der vorne steht, muss seine Rolle leben. Und Ute Bock steht hundertprozentig für das, was sie tut.“ So kam sie zur Rechtsberatung von Flüchtlingen: „Zu dieser Zeit war das gar nicht schwer. Das, was notwendig war, wusste ich. Was mir fehlte, habe ich mir angeeignet.“ An der Universität Graz hatte sie Rechtswissenschaften studiert. „Ich war zwar relativ flott unterwegs, habe das Studium aber nicht abgeschlossen.“ Sie sei einfach „zu praxisbezogen, um die klassische Juristerei durchzudrücken.“

Ihr soziales Engagement wurde ihr praktisch in die Wiege gelegt. Klaric stammt aus einer „tiefroten Familie“, die stark politisch engagiert war. „Ich bin etwa mit dem Aufkommen von Amnesty International aufgewachsen.“ Politik war in der Familie immer wichtig. „Mir ist erklärt worden, warum ich in die Schule gehen kann und aufs Gymnasium gehen darf. Warum wir uns das leisten können.“ Besonders ist auch die Beziehung zu ihrer Schwester. „Die Bindung war sehr eng. Sie ist um zehn Jahre älter als ich. Und sie ist behindert – leicht körperlich, geistig schwer. Dadurch habe ich gelernt, Rücksicht zu nehmen. Mich hat immer gestört, wenn sie jemand ausgelacht hat oder jemand wegen etwas diskriminiert worden ist.“ So lernte Klaric früh, Rücksicht zu nehmen. Darum gibt sie mit ihrem Verein und ihren freiwilligen Helfern den Schwachen eine Stimme. Und macht sich für sie stark.



**Wie lange können wir
uns Reiche noch
leisten?**



Lakitsch, Pollak, Affenzeller

DIE NEUEN

Personalrochaden

Gerlinde Affenzeller ist seit Juli die neue Geschäftsführerin von SOS Mitmensch. Sie folgte Sabine Zhang, die nach Reisen durch Asien und Afrika nun einen Film produziert. Als Fundraiserin ist im Oktober Sandra Lakitsch neu zu SOS Mitmensch gestoßen. Sie betreut künftig auch die Kunstauktion. Irene Holloway ist in die Betreuungs- und Bildungsarbeit

zurückgekehrt. Philipp Sonderegger geht nach 15 Jahren bei SOS Mitmensch für 12 Monate auf Bildungskarenz. Neuer Sprecher ist ab 15. Jänner 2011 Alexander Pollak, der zuletzt in der Europäischen Grundrechtsagentur gearbeitet hat.

ARBEIT FÜR ASYLSUCHENDE

Kolportage Projekt

MO – Magazin für Menschenrechte – wird auch über Straßenkolportage vertrieben. Mit Beginn des Jahres 2011 in neuen MO-Taschen, die von der GPA-djp (Druck-Journalismus-Papier) gesponsert wurden. Projektleiter Sebastian Seidl ist über die Unterstützung durch die Gewerkschaft erfreut: „Für die KolporteurInnen sind die wasserfesten Taschen eine große Arbeitserleichterung. Jeden zweiten Tag werde ich nach einem Plastiksackerl gefragt.“ Rund

50 KolporteurInnen verkaufen die Zeitung um 2 Euro pro Ausgabe und behalten davon einen Euro ein. So können sich vom regulären Arbeitsmarkt ausgeschlossene Personen ihren Lebensunterhalt aufbessern. Vor allem Asylsuchende nehmen diese legale Erwerbsmöglichkeit in Anspruch. Obwohl die Kolportage zur Finanzierung von MO beiträgt, legt SOS Mitmensch Wert darauf, dass diese Form des Einkommens kein Dauerzustand sein kann. Wir fordern des-

Die neuen wasserfesten Kolportage Taschen, gesponsort von der GPA-djp.



halb endlich uneingeschränkte Beschäftigungsmöglichkeiten für Asylsuchende. Weitere Infos unter: <http://kolportage.sosmitmensch.at>

Mit Grassroots gegen Rechtsextreme

Mit einem europaweiten Netzwerk von Grassroots-Initiativen will SOS Racisme dem Erstarren der Rechtsextremen begegnen. Für SOS Mitmensch war Romy Grasgruber in Paris, um gemeinsame Aktivitäten zu koordinieren. Geplant sind europaweite Rassismus-Tests bei Stellenausschreibungen, Türpolitik und Wohnungsvergabe.

Alternativer Ministerrat stoppt Rote Karte

Einen alternativen MinisterInnenrat hielt das Aktionsbündnis „Rote Karte stoppen!“ vor dem Bundeskanzleramt ab. Kurz davor hatte Innenministerin Fekter die geplante „Aufenthaltsverpflichtung“ von der Tagesordnung des Ministerrats gestrichen. Zu stark war der öffentliche Druck nach der Abschiebung der Komani-Zwillinge geworden.

Vermögenssteuer Jetzt! Neue E-Mail-Aktion

Der Budgetrahmen ist fixiert, aber die Diskussion um eine gerechte Verteilung des Wohlstands ist nicht beendet. Mit einer E-Mail-Aktion verlangt die Plattform „Wege aus der Krise“, der auch SOS Mitmensch angehört, dass Vermögen in die Finanzierung staatlicher Aufgaben einbezogen werden.
www.wege-aus-der-krise.at



Fotos: Karin Wasner, SOS Mitmensch, Wege aus der Krise

ANDERE ÜBER ...

Unpopuläre Härte

In jüngster Zeit entzündete sich mehrmals spontaner Widerstand gegen die Abschiebung von Kindern. Ändert das die Politik?

Mit der Abschiebung der Familie Komani hat die österreichische Fremdenpolitik wieder einmal ein Gesicht bekommen. Zwei achtjährige Mädchen wurden mit ihrem Vater in den Kosovo abgeschoben, die Mutter befand sich zeitgleich in stationärer psychiatrischer Behandlung. Dass die beiden Mädchen nahezu ihr gesamtes Leben in Österreich verbracht haben, kümmerte nicht.

Als Mitarbeiter der asylkoordination österreich hat mich aber weniger das Vorgehen der Fremdenpolizei überrascht, als dass es plötzlich einen Aufschrei der Bevölkerung gab. In Steyr nahmen 1.600 Menschen an einer Demonstration teil. Der Plattform www.gegen-unrecht.at gelang es innerhalb weniger Wochen, 110.000 Unterschriften für die Petition „Kinder gehören nicht ins Gefängnis“ zu sammeln.

Das entschiedene Auftreten der Zivilgesellschaft zeigte Wirkung. Innenministerin Fekter sah sich gezwungen, der Familie die Wiedereinreise zu erlauben. Ähnliches ereignete sich, als die Fremdenpolizei Araksya, ein 14-jähriges Mädchen aus Armenien, während des Unterrichts festnehmen sollte, um sie abzuschicken. Irgendjemand warnte das Mädchen, Araksya tauchte unter. MitschülerInnen, LehrerInnen und Eltern informierten die Öffentlichkeit. Und auch hier musste das Innenministerium vorläufig einlenken und konnte nicht abschieben.

Wieweit aber können solche spontanen Widerstände die österreichische Fremdenpolitik nachhaltig prägen? Ein aktueller Erlass des Innenministeriums an die Sicherheitsdirektionen, bei der Abschiebung von Familien mit Kindern „sensibel“ vorzugehen, lässt Änderungen vermuten. Aber greifen die nun angeordneten Maßnahmen nicht viel zu kurz? Primär ist es Österreichs völkerrechtliche Verpflichtung, Flüchtlingen Schutz vor Verfolgung zu gewähren. Dazu gehört ein faires und zügiges Asylverfahren ebenso wie der Zugang zu diesem. Die Dublin-II-Regelungen zwingen Erwachsene aber immer wieder dazu, sich als Minderjährige auszugeben, um einen Zugang zum Asylverfahren zu bekommen. Anstatt über die Sinnhaftigkeit

dieser Bestimmungen nachzudenken, werden neue Methoden der Altersbegutachtung eingeführt.

Auch das europäische Konzept der „besonders schutzbedürftigen Personen“ wirft ungelöste Fragen auf. Mit der Abschiebung unbegleiteter minderjähriger Flüchtlinge, die in diese Gruppe fallen, wartet die Fremdenpolizei in der Praxis oft so lange, bis die Betroffenen volljährig sind. Dann kann sie die jungen Erwachsenen, meist ohne jegliches Aufsehen, einfach abschieben.

Wenn, dann gelangen nur besonders tragische Schicksale in die Öffentlichkeit. So wie die Geschichte von Samuel, der im September 2005 mit 14 Jahren nach Österreich kam. Der junge Äthiopier schloss in Graz die Hauptschule, später auch den polytechnischen Lehrgang ab. Das lange Warten und belastende Einvernahmen zermürbten ihn, am Ende folgte ein rechtskräftiger negativer Asylantrag. Im März 2009 stellte Samuel schließlich einen Antrag auf humanitären Aufenthalt. Er wurde trotz des offenen Verfahrens für zwei Monate rechtswidrig in Schubhaft genommen. Nach einem Suizidversuch und Monaten in Spitalsbehandlung nahm er sich das Leben, seine Leiche wurde am 11. Oktober 2010 bei Hainburg aus der Donau geborgen.

Jugendliche Flüchtlinge, die bittere Armut kennen, Verfolgung, Krieg, den gewaltsamen Verlust von Familienangehörigen, werden hier wie Störenfriede behandelt, anstatt dass wir ihnen helfen, hier eine neue Heimat zu finden. 110.000 Unterschriften gegen Kinder in Haft geben Hoffnung, dass das Kindeswohl in Zukunft mehr Gewicht erhält.



Illustration: Petja Dimitrova

ZUR PERSON

Heinz Fronek

Heinz Fronek ist Experte für unbegleitete minderjährige Flüchtlinge, Koordinator des Netzwerkes für interkulturelle Psychotherapie nach Extremtraumatisierung, Mitarbeiter der asylkoordination und Buchautor. Aktuell: „Unbegleitete minderjährige Flüchtlinge in Österreich“, Mandelbaum Verlag 2010.

Antworten lösen Fragen.

ORF



RADIO
ÖSTERREICH 1



gehört.
gewusst.

Das Ö1 Quiz



Jeden Sonntag, 13.10 Uhr, Ö1

oe1.ORF.at/quiz

vektor.com

CASINOS AUSTRIA
Machen Sie Ihr Spiel

Anmeldung als Kandidat/in

E: gehört.gewusst@orf.at T: (01) 501 70-371 I: oe1.ORF.at/quiz

DANKE!

Wir danken allen unseren InserentInnen,
SponsorInnen und SpenderInnen 2010.

Sie ermöglichen unsere Menschenrechtsarbeit
mit dem Ziel der Chancengleichheit und Gleich-
berechtigung für alle Menschen.



Spendenkonto:
PSK Ktonr. 91000590
BLZ 60000

